

DER PIPER
**REA
DER**

Pocket

ETHAN CROSS

CECY ROBSON

CAMPINO

02 **ETHAN CROSS**
RACHERITUAL

32 **CECY ROBSON**
BLOODGUARD

42 **CAMPINO**
KÄSTNER, KRAFTWERK,
COCK SPARRER

54

UNSERE EMPFEHLUNGEN
FÜR WEIHNACHTEN

Liebe Lesern, lieber Leser,

W-lich willkommen zu dieser
Sonderausgabe unseres Piper
Readers! Sie ist klein, aber
ohso, genau wie die Porties,
die wir Ihnen im Folgenden
ans Herz legen möchten.

Freuen Sie sich mit uns auf den
Anfang einer neuen Thriller-Reihe
von Ethen Cross, auf Campinos
Gespir für haltbare Kunst und
auf "Bloodguard" von Cecy Robson.

Viel Vergnügen mit unseren Pocket
Readers und herzliche Grüße,

Ihre

Felicitas Grabitz



RACHERITUAL



ETHAN CROSS

E OF THE M

Liebe Kolleginnen und Kollegen,
liebe Lesinnen und Leser,

als Spannungslektorin gibt es ein paar Autoren, die einen über viele Jahre begleiten und immer wieder fesseln. Für mich ist Ethan Cross so ein Fall, zusammen mit seinem genialen Serienkiller Francis Ackerman jr. Als Leserin habe ich alle Bände der Reihe verschlungen. Wie glücklich war ich, als sich die Gelegenheit bot, als Lektorin eine ganz neue Reihe zu akquirieren und zu betreuen! Mein Herz schlug höher - bis Ethan es mit seinem neuen Thriller wieder aussetzen ließ... Neue Stadt, neuer Ermittler, neue Serienkiller (Plural!) - und trotzdem unverkennbar Ethan Cross!

Ergründen Sie mit uns die menschlichen Abgründe! Es ist ein Mordsspaß!

Ihre Regine Schmitt

INTERVIEW

Sie haben viele Jahre mit Ihrem berühmten Serienkiller/Helden Francis Ackerman jr. verbracht. Was war der Grund, eine völlig neue Serie zu beginnen?

Ich hatte immer vor, verschiedene Charaktere zu erforschen und verschiedene Arten von Geschichten zu erzählen. Mit Baxter Kincaid wollte ich eine bodenständigere Hauptfigur, einen Mann ohne »Superkräfte«, der aber trotzdem bereit ist, sein Leben aufs Spiel zu setzen, um die Menschen in seiner Stadt zu schützen. Ackerman nimmt es mit immer größeren Bedrohungen auf und reist um die Welt. Er ist seit Jahren eine Konstante in meiner schriftstellerischen Laufbahn, aber ich wollte mich selbst herausfordern, eine weitere einzigartige Stimme zu schaffen.

Aufmerksame Leser:innen werden Baxter Kincaid wiedererkennen – er hatte seinen ersten Auftritt in *Ich bin der Hass*. Wussten Sie damals schon, dass er eine Beförderung braucht und die Hauptfigur einer eigenen Buchreihe werden könnte?

Ich habe die Zeit mit Baxter Kincaid so sehr genossen, dass ich wusste, dass er wieder auftauchen würde. Baxter ist ein ruhiger

Punkt inmitten eines jeden Sturms. Er versucht, das Richtige zu tun, auch wenn es nicht einfach oder populär ist. Ackerman ist ein düsterer Charakter, ein Anti-Held, dessen Stärke aus seiner Ausbildung und Erziehung resultiert. Er beginnt als »Bösewicht«, der lernt, das Gute zu tun. Baxter ist eher ein guter Kerl, der manchmal böse sein muss. Das Schreiben von dunklen Charakteren kann den Autor auch auf dunkle emotionale Pfade führen, und so ist es erfrischend, aus der Perspektive eines Charakters zu schreiben, der trotz aller Widrigkeiten das Selbstvertrauen und die positive Einstellung hat, sich allem zu stellen, was die Welt (oder der Autor) ihm vorsetzt.

Neben Baxter haben Sie eine sehr starke und beeindruckende weibliche Hauptfigur: Corin Campell. Können Sie uns mehr über sie erzählen?

In meinen Romanen gab es viele Opfer, aber ich hatte noch nie die Gelegenheit zu erforschen, was mit einer Figur passiert, nachdem das Buch geendet hat. Wie hat all das Trauma die Person verändert? Corin war ein Opfer im fünften Ackerman-Buch. Von all meinen Figuren hat Corin einige der schlimmsten Torturen durchgemacht. Sie wurde entführt, vergewaltigt, gefoltert und

sogar gezwungen, sich den Fuß abzuschneiden, um zu entkommen. Und doch hat sie gesiegt. Das Ergebnis ist, dass sie knallhart geworden ist und jetzt die »Muskeln« zu Baxters »Gehirn« ist.

Und schließlich unser Killer. Da er seinen Opfern Raben in die Stirn ritzt, nennen ihn die Medien den »Ravenkiller«. Er ist ein Anhänger der nordischen Mythologie, über die wir viel erfahren. Warum haben Sie diesen Hintergrund gewählt und wie sind Ihre Recherchen verlaufen?

Ich finde die Wikingerkultur faszinierend und habe die Geschichten von Thor, Odin und Loki immer geliebt. Vor allem die Berserker der Wikinger gehören zu den gefürchtetsten Kriegerern der gesamten Geschichte. Ihr Glaubenssystem war eines, das nach heutigen Maßstäben als brutal und sogar abstoßend gelten würde. Die modernen Anhänger des nordischen Heidentums haben sich natürlich der Zeit angepasst, aber ich habe mich gefragt, was passieren würde, wenn ich einen wahren Anhänger der alten Traditionen in die heutige Zeit versetze.



VON ALL MEINEN FIGUREN HAT CORIN EINIGE DER SCHLIMMSTEN TORTUREN DURCHGE- MACHT.



LESEPROBE

Anmerkung aus dem Lektorat: Um einen guten Eindruck der Hauptfiguren zu geben, ist diese Leseprobe eine an mehreren Stellen gekürzte Textpassage.

Als Baxter Kincaid sich um acht Uhr endlich aus dem Bett wälzte, war er schon eine halbe Stunde wach gewesen. In Gedanken hatte er sich Steinar Hagen zugewandt, dann aber beschlossen, dass die jüngsten Entwicklungen in dem Fall es nicht wert waren, seine geistige Energie darauf zu verschwenden. Sobald Baxter beschlossen hatte, endlich Taten folgen zu lassen, statt weiter zu grübeln, stemmte er sich hoch, zog seine Jeans und ein T-Shirt an. Dann warf er sich seine Lederjacke über und kämmte sich die blonden Locken zurück.

Er trat hinaus auf den Flur, hatte aber kaum seine Wohnungstür zugezogen, als Kevin, sein Nachbar, im Hausflur auftauchte.

»Morgen, Bax.«

»Wie machst du das immer? Stehst du an der Tür und lauerst mir durch den Türspion auf?« Kevin hatte die Kapuze seines schwarzen Hoodies auf, obwohl sie im Gebäude waren; wenn er auch noch eine Sonnenbrille getragen hätte, hätte er ausgesehen wie die berühmte Phantomzeichnung des Unabombers. Er runzelte die Stirn. »Ach was. Ich hab dich bloß über die Flurkameras gesehen. Sobald sich hier draußen etwas rührt, werde ich alarmiert. Aber ich hab schon auf dich gewartet: Du müsstest heute dringend eine neue Podcast-Folge aufnehmen.«

Einige Jahre zuvor hatte Kevin ihn überredet, ein paar Anekdoten fürs Internet

aufzuzeichnen, weil das seiner Detektei bestimmt Zulauf brächte. Baxter hingegen betrachtete den Podcast eher als Möglichkeit, über Gott und die Welt und philosophische Themen zu schwadronieren. Trotzdem hatte er inzwischen eine beachtliche Followerschaft – und Kevin war es tatsächlich gelungen, Werbekunden an Land zu ziehen, sodass der Podcast binnen weniger Monate zu Baxters größter Einnahmequelle geworden war. Nicht dass er sich darüber groß Gedanken machte. Geld war Baxter nicht wichtig. Für ihn stand die trügerisch-falsche Internet-Interaktion weit hinter seinen Streifzügen durch die Straßen, bei denen er Menschen half, denen er ins Gesicht sehen konnte. Trotzdem schienen die Leute Spaß an seinen Erzählungen zu haben, auch wenn er sich das nicht recht erklären konnte.

»Nicht heute, Kevarino. Gerade passt es mir nicht gut. Ein Huhn hat Pink Floyd geschreddert.«

»Wie bitte?«

»Ein Huhn hat gestern Nacht Pink Floyd vernichtet. Darüber bin ich immer noch nicht hinweg. Ich fühle mich verletzt. Irgendwie komm ich schon klar, trotzdem muss ich das erst mal verdauen. Deshalb hab ich heute keine große Lust, philosophisch zu werden.«

»Das verstehe ich gut. Ich meine – so was passiert nun mal ... glaub ich. Ich hab zwar

keine Ahnung, wovon du redest – Hühner, Rockbands ... aber ...«

»Ronnie meinte, mir helfen zu müssen, auf seine spezielle Art, und hielt es für eine gute Idee, uns ein paar Eier legende Mitbewohnerinnen zu besorgen. Im Augenblick chillen sie im Bad. Aber gestern Nacht sind sie frei herumgelaufen, und eine hat sich über meine Plattensammlung hergemacht.«

»Verstehe. Aber denk daran: Wir haben eine Hörerschaft. Und Sponsoren. Die Leute erwarten von uns regelmäßig neue Inhalte. Podcasts müssen unablässig liefern.«

»Warum nennen sie es eigentlich immer noch Podcasts? Die Leute haben doch gar keine iPods mehr.«

»Das ist nun mal der gängige Begriff, Bax. Seit 2004, seit dieser App namens iPodder, mit der man sich Radiosendungen auf den iPod ziehen konnte. Quasi ein Mischbegriff aus iPod und broadcast. Aber dann nehme ich an, die Geräusche gestern Nacht, das waren die Hühner, die du erwähnt hast? Ich hatte nämlich die Hosen voll. Dachte schon, das FBI steht vor meiner Tür!«

Baxter kniff die Augen zusammen. »Und weshalb sollte das FBI bei dir auftauchen?«

»Es war ja nicht das FBI, das waren ja nur Hühner.«

»Aber wie kommst du auf das FBI, Kevin? Wir haben doch schon darüber gesprochen. Du hackst dich hoffentlich nicht illegal irgendwo ein, oder?«

»Das einzig Fragwürdige, was ich mache, sind Sachen für dich.«

»Wir brechen das Gesetz nur in Fällen, in denen der Schutz eines Lebens Vorrang hat vor der Privatsphäre eines anderen. Ich frage mich trotzdem, wie du bei einem Geräusch sofort darauf kommst, dass das FBI vor der

Tür stehen könnte.«

»Die haben jederzeit alles im Blick, Bax. Man weiß nie, wann sie einen am Schlafittchen packen. Eines Tages holen sie uns alle.«

»Ja, ja. Aber denk immer daran, Kevin: Wir bekämpfen das Böse durch Gutes, nicht durch noch mehr Böses auf der Welt.«

»Ist ja schon gut. Aber apropos Böses auf der Welt ... Ich nehme an, von der neuen Raven-Entwicklung hast du gehört?«

»Nein. Was ist passiert?«

Kevin setzte ihn über den ermordeten John F. Strickland ins Bild und dass ihm jemand das Raben-Symbol in die Stirn geritzt hatte.

»War nicht Stricklands Vater einer von denen, die ich für dich überprüfen sollte?«, fragte er dann. »Einer derjenigen, von denen du meinstest, er könnte in der Odin Society gewesen sein?«

»Das stimmt. Die Frage ist nur, warum Stricklands Sohn umgebracht wurde und wie das mit Steinar Hagen und seiner potenziellen Entlassung aus dem Gefängnis zusammenhängt.«

Kevin seufzte. »Und da wäre noch etwas, was ich dir erzählen muss ... Du hattest mich doch gebeten, die Überwachungskamera vor Corins Haus im Blick zu behalten. Und ... Dario war gestern Nacht dort, genau wie jede Nacht in der letzten Woche.«

Baxter kniff sich in den Nasenrücken und versuchte, den Frust von sich wegzuhalten. Corin Campbell hatte die Gladstone-Brüder überlebt – zwei brutale Serienkiller, bei deren Verhaftung Baxter beteiligt gewesen war. Er hatte sich mit ihr angefreundet und war für sie zu einer Art Mentor und Vaterfigur geworden. Doch Corin war mehr als bloß eine junge Frau, die er versuchte anzuleiten. Sie hatte Fähigkeiten und einen Biss, wie er ihn selten an Leuten



TJA. WIE FÜHLT SICH EINE AGENTIN WOHL NACH DER ERSTEN WOCHE SUS- PENDIERUNG? UNNÜTZ UND FETT.

gesehen hatte. Was uns nicht umbringt, macht uns stärker, hieß es ja gern – und nach allem, was Corin durchgemacht hatte, war sie die stärkste Person, die Baxter je gekannt hatte. Deshalb war sie auch seine Geschäftspartnerin geworden. Er war der Kopf ihres Business, und obwohl Corin eine zierliche, unscheinbare Frau war, war sie irgendwie zum Muskel und Motor des Ganzen geworden.

»Danke, dass du dich darum kümmerst. Das weiß ich zu schätzen.«

»Dir ist aber schon klar, dass es theoretisch illegal ist, diese Überwachungskamera zu hacken ... und dass du mir genau solche Sachen immer ausreden willst?«

»Also bitte, Keverama-Dingdong! Dir ist doch hoffentlich klar, dass es mir schnuppe ist, was rechtens ist und was nicht. Mir geht es eher um richtig oder falsch. Und leider sind rechtens und richtig oft zwei Paar Schuhe.«

»Und was fängst du jetzt mit deinen neuen Erkenntnissen an? Klingt, als hättest du heute einiges zu tun.«

Baxter lachte. »Keine Ahnung, aber ich bin gespannt, wie sich dieser Tag entwickelt.«

Isadora Davis steuerte ihren schwarzen Chevy Impala in der Haight Street an den Straßenrand und parkte so, dass sie Baxter Kincaids Haustür sehen konnte. Der Impala war unauffällig, aber elegant und mit allem erdenklichen Schnickschnack ausgestattet. Es handelte sich um ihren Privatwagen, allerdings fuhr sie das gleiche Modell auch, wenn sie als Agentin des Federal Bureau of Investigation im Dienst war. Isadora mochte Verlässlichkeit. Sie mochte es, wenn sämtliche Schalter und Tasten sowohl in ihrem Privat- als auch in ihrem Dienstwagen an ein und derselben Stelle waren.

Am vorangegangenen Abend hatte sie die Akte eines gewissen Baxter Kincaid und die Order erhalten, exakt hier aufzukreuzen und weitere Anweisungen abzuwarten. Sie nahm ihr Handy heraus und wählte die Nummer von FBI Deputy Director Samuel Carter. Dann schaltete sie die Freisprechanlage ein.

»Na, wie fühlt sich mein Lieblingsmensch an der Westküste?«

»Vermutlich besser als du ... Ich hab gehört, in D. C. hat es letzte Nacht geschneit.«

»Stimmt, es ist eisig! Wann bitte schön hat San Francisco zuletzt Schnee gesehen?«

»Dürfte Ende der Siebziger gewesen sein.«

»Wow. Wahrscheinlich gedeihen die Leute da drüben deshalb so gut. Aber Schnee kann auch schön sein – und glaub ja nicht, dass ich nicht bemerkt hätte, dass du auf meine Frage nach deinem Wohlbefinden mit Wetter-Small-Talk abgelenkt hast.«

»Tja. Wie fühlt sich eine Agentin wohl nach der ersten Woche Suspendierung? Unnütz und fett.«

»Zuallererst: Es nennt sich administrativ begründete Freistellung und dient nur deinem Besten. Du sollst dich in dieser Zeit ausruhen, entspannen und einfach ein bisschen runterkommen.«

»Bei allem Respekt für mir übergeordnete Kollegen – du willst mir jetzt nicht allen Ernstes erzählen, wie ich mich zu fühlen habe.«

»Wie wär's, du siehst mich als einen engen persönlichen Freund deiner Mutter und jemanden, der dich schon von klein auf kennt?«

Sie biss die Zähne zusammen. »Als solcher hättest du dich für mich einsetzen müssen. Was würde deine alte Freundin jetzt über ihre Tochter denken?«

»Damit das klar ist: Ich bin derselben Meinung wie dein Vorgesetzter. Du hast zu lange Vollgas gegeben, da ist ein Burn-out nur eine Frage der Zeit. Und was deine Mutter angeht: Sie wäre stolz auf dich. Deine Verdienste sind vom Allerfeinsten. Du bist eine Bilderbuch-Agentin.«

»Nur leider nicht immer.«

»Niemand liegt immer richtig, Mädchen. Wenn deine Mutter jetzt hier wäre, würde sie dir das Gleiche erzählen wie dein Boss und ich: Erbarmungsloser Perfektionismus ist keine Tugend. Wenn du dir das auferlegen willst, kannst du das gerne machen. Allerdings wird es problematisch, wenn du dieselben Maßstäbe auch an alle anderen anlegst.«

»Mach ich doch gar nicht!«

»Ich hab deine Akte gelesen, Izzy.«

Sie seufzte. »Natürlich. Aber es gibt eben Momente, in denen ...«

»Hör mir mal zu«, fiel Carter ihr ins Wort.

»Ich hab dir das zwar schon einmal gesagt, aber was im Napa Valley passiert ist, war nicht deine Schuld.«

Sie versuchte, nicht an den Vorfall zu denken, und war sauer, dass Carter ihn überhaupt zur Sprache brachte. »Dann sind wir uns wohl darin einig, dass wir uns uneinig sind. Aber warum hast du mich denn nun während meiner administrativen Freistellung angerufen und mich auf diesen Typen angesetzt?«

»Weil du sonst durchdrehen würdest. Ich will bloß, dass du ihn im Blick behältst und Bericht erstattest.«

Sie verzog das Gesicht. »Wie ein Streifen-Cop in einer Shoppingmall.«

»Nicht ganz. Baxter Kincaid ist Privatdetektiv und steht als solcher schon länger auf meiner Liste. Ich hab mich ein paarmal mit ihm unterhalten, und er hat mit einem meiner vertrauenswürdigsten Mitarbeiter an einem Fall zusammengearbeitet. Und wie es der Zufall will, bist du – jemand, dem ich vertraue – gerade unterbeschäftigt, während Baxter möglicherweise an einem ziemlich spannenden Fall dran ist.«

»Ich hab mir die Unterlagen angesehen«, erwiderte Isadora. »Er hat im Dienst ein paar echte Hochkaräter festgenommen. Aber da steht auch, dass er inzwischen überwiegend Vermissten- und Versicherungsfälle bearbeitet.«

»Einer von Kincaids früheren Fällen nimmt gerade wieder Fahrt auf. Es sind neue Beweise aufgetaucht, und es sieht ganz danach aus, als bekäme der Ravenkiller eine weitere Anhörung, wenn nicht sogar der ganze Prozess wieder aufgerollt werden muss. Obendrein gab es letzte Nacht einen weiteren Mord. Dem Opfer, John Strickland, wurde post mortem ein nordischer Rabe in die Stirn geritzt. Der Kult-Aspekt ist damals nie vollends durchleuchtet worden. Strickland stammte aus einer Promifamilie, die vermutlich mit der Odin Society in Verbindung stand. Ein bisschen viel des Zufalls, dass im Fall Steinar Hagen neue Beweise auftauchen und gleichzeitig ein Mitglied einer politisch aktiven, einflussreichen Familie mit einem entsprechenden Symbol auf der Stirn tot aufgefunden wird. Sofern Baxter Kincaid derjenige ist, für den ich ihn halte, dürfte er ebenfalls hellhörig geworden sein.«

»Und dabei soll ich ihm helfen?«

»Ja. Allerdings sollst du den Fall nicht aufklären. Du sollst Baxter Kincaid bloß im Auge behalten. Lauf mit ihm mit, schätze seine Methoden und sein Verhalten für mich ein.«

»Klingt nach einem Scheißjob.«

»Willst du lieber zu Hause sitzen, Kette rauchen und Captain Kangaroo glotzen?«

»Captain was?«

»Vergiss es. Hab einfach im Hinterkopf, dass Kincaid ein komischer Vogel ist. Aber das ist schon okay, genau solche Leute suche ich – Leute, die über den Tellerrand hinaus-

blicken und neue, unkonventionelle Ideen entwickeln.«

Sie seufzte. Schwachsinn und Zeitverschwendung, schoss es ihr durch den Kopf. »Und im Gegenzug hilfst du mir? Ziehst ein paar Strippen und holst mich zurück in den aktiven Dienst?«

»Sobald du mir beweist, dass du ein Teamplayer sein kannst. Kincaid ist eindeutig keiner, deshalb musst du in dieser Konstellation die Großzügigere von euch beiden sein.«

»Und was ist mit dem Fall an sich? Wenn da Leute sterben, muss ich doch ...«

»Das ist nicht deine Aufgabe. Um den Mord und die Verbindung zum alten Raven-Fall kümmert sich bereits ein ganzes Team. Dein Fokus liegt auf Kincaid. Und zwar ausschließlich auf ihm.«

»Aber wenn unschuldige Menschen ...«

»Kincaid und ausschließlich Kincaid. Du bist nicht die Ritterin in schimmernder Rüstung, die dort einreitet, und alles wird wieder gut. Du dienst mir als Spähposten. Das ist auch schon alles. Hast du das kapiert?«

»Yes, Sir«, antwortete sie widerwillig.

Er verabschiedete sich, und Isadora grollte vor sich hin. Sie konnte Baxter Kincaid jetzt schon nicht ausstehen.

Als Modi Hagen die Haustür aufmachte, schlug ihm das Klappern der Powell-Street-Straßenbahn entgegen. Als kleiner Junge war er gern mit seiner Mutter nach San Francisco gefahren. Sie waren zusammen essen gegangen, am liebsten bei Sears Fine Food, wo sie sich eine großzügige Portion schwedischer Pfannkuchen bestellt hatten, für die das Lokal bekannt war. Danach wa-

ren sie weiter zum Union Square flaniert, hatten sich den Julbaum angesehen, wie seine Mutter ihn immer genannt hatte, und waren auf der für die Weihnachtszeit errichteten Eisbahn Schlittschuh gelaufen.

Bereits im Eingangsbereich des Lokals konnte er sehen, dass sich seit jener Zeit nicht viel verändert hatte, und er fragte sich, ob das vielleicht sogar für die Zeit seit der Gründung im Jahr 1938 galt. In der Mitte des Gastraums standen Tische, während die Wände von ausgepolsterten braunen Sitznischen gesäumt waren. Der Boden war schwarz-weiß kariert, überall hingen alte Fotografien aus vergangenen Tagen.

Magni und Freya saßen in einer Nische in der rückwärtigen Ecke. Als Modi auf sie zuing, stand Magni auf, um ihn zu begrüßen. Er war noch breiter gebaut, als Modi ihn in Erinnerung hatte. Trotz seines dreiteiligen Nadelstreifenanzugs samt roter Krawatte waren die Muskelberge darunter nicht zu übersehen. Er sah aus, als könnte er sich jederzeit seine Klamotten vom Leib reißen wie Hulk aus der alten Fernsehserie. Er hatte sich die Haare an den Seiten abrasiert und das lange Deckhaar zu einem straffen Zopf geflochten. Außerdem hatte er sich einen langen, wenn auch sehr gepflegten Bart stehen lassen, auf den ihre Wikingervorfahren stolz gewesen wären.

Modi streckte ihm die Hand entgegen, doch als er sich dem Tisch näherte, starrte Magni diese bloß mit zusammengekniffenen Augen an, ohne sie zu ergreifen. Kurz kreuzten sich ihre Blicke. Dann machte Magni unvermittelt einen Schritt nach vorn und nahm Modi überschwänglich in die Arme, hob ihn sogar vom Boden hoch und drückte ihn fest an sich.

»Gut, dich zu sehen, kleiner Wolf!«, flüsterte er ihm ins Ohr. »Du hast mir gefehlt, ob du es glaubst oder nicht.«

Modi war überrascht und nicht ganz sicher, wie er darauf reagieren sollte. Erst als sein Bruder ihn wieder absetzte, tätschelte er ihm die Schulter. »Gleichfalls.«

Magni gab ihm mit einer Geste zu verstehen, dass er sich zu ihnen setzen sollte. Freya nippte bereits an einem Becher mit dampfendem Kaffee. Modi rutschte neben sie, und Magni nahm gegenüber Platz.

Er breitete die Hände aus und lächelte übers ganze Gesicht. »Mutter wäre froh zu sehen, dass wir wieder an einem Tisch sitzen.«

Modi starrte auf die Tischplatte hinab, um dem Blick seines Bruders nicht begegnen zu müssen. »Ich bin mir nicht sicher, wie froh sie wäre, mich ebenfalls hier sitzen zu sehen ...«

Magni schüttelte den Kopf. »Mutter war eine strenge, unterkühlte Frau, genau wie eine nordische Matriarchin es sein sollte. Aber sie hat dich geliebt, Modi. Es hat ihr das Herz gebrochen, als du dich von unseren Traditionen abgewandt hast.«

»Ich bin nicht gekommen, um diese alten Geschichten wieder aufzuwärmen, Magni.«

»Und ich hab mich nicht auf dieses Treffen eingelassen, um dir etwas vorzuhalten. Mir ist durchaus bewusst, dass sie dich ererbt hat, als du den Paganismus abgelegt hast. Sie mag im Zorn gewissen Dinge gesagt haben, aber die hat sie insgeheim nicht so gemeint, kleiner Wolf. Immerhin hat sie nie aufgehört, nach dir zu fragen.«

Modi kniff die Augen zusammen. Dass er nicht ins Krankenhaus ans Sterbebett seiner Mutter gefahren war, bereute er am meisten. Er hatte sich damals eingeredet, dass sie ihn ohnehin nicht würde sehen wollen und

sein Besuch eine schmerzliche Situation nur umso schmerzhafter machen würde. Doch ein kleiner Teil von ihm wusste, dass das nicht wahr und der eigentliche Grund reiner Egoismus gewesen war: Er hatte sich seiner sterbenden Mutter und dem Rest der Familie nicht stellen wollen. Sie war in einem traditionellen Wikingerzeremoniell bestattet worden, und Modi hatte sich davon so fern gehalten wie nur irgend möglich. Außerdem war sein Vater unter der Aufsicht von Gefängnispersonal dort gewesen, was ein weiterer Grund für ihn gewesen war, nicht zu erscheinen. Angeblich war der alte Mann während des Ritus zusammengebrochen. Trotzdem hätte er ihm wie ein Mann entgegenzutreten sollen. Stattdessen hatte er feige die Konfrontation gescheut.

»Du musst dich für nichts entschuldigen«, sagte Magni. »Was geschehen ist, ist nun mal geschehen, und um ehrlich zu sein, hab auch ich ein paar Fehler gemacht. Als wir jünger waren, dachte ich wirklich, was ich dir angetan habe, wäre nur zu deinem Besten. Wenn ich heute zurückblicke, ist klar, dass ich dir ein weit besserer großer Bruder hätte sein können und mitunter schlichtweg brutal zu dir war. Ich bin froh, dass du trotzdem den Kontakt gesucht hast.«

Die Bedienung kam, um ihre Bestellung aufzunehmen, doch Magni teilte dem jungen Mann mit, dass sie noch etwas Zeit bräuchten und er Bescheid sagen würde, wenn sie so weit wären. Modi war dankbar für die Unterbrechung, weil er sich erneut nicht sicher war, wie er auf seinen Bruder reagieren sollte. Dies hier lief völlig anders als erwartet. Er hatte gedacht, sein Bruder wäre wie früher spitzzünftig und herablassend; ein versöhnlicher, ja sogar einsichti-

ger Magni war ihm vollkommen fremd. Er kam sich fast vor wie in einem Science-Fiction-Film, in dem jemand von Aliens entführt und durch einen Avatar ersetzt wurde, durch eine Nachbildung, der es an allem fehlte, was die ursprüngliche Person ausgemacht hatte, und die einem lediglich sagte, was man hören wollte.

Aber womöglich war das alles nur gespielt, und sein Bruder wollte ihn manipulieren. Darin war er immer schon ein Meister gewesen. Er durfte Magni nicht auf den Leim gehen und nichts von dem, was er behauptete, für bare Münze nehmen.

»Nur damit wir uns richtig verstehen«, sagte Modi, »ich hab nicht den Kontakt gesucht, weil ich zum Paganismus zurückkehren will. Ich will auch bei keinem wie auch immer gearteten Ritual teilnehmen, das ...«

Magni hob beschwichtigend die Hand. »Ich weiß, warum du mich treffen wolltest. Du steckst in Schwierigkeiten. Ich hab dich im Blick gehabt und ahne, dass du mit deiner Fotografiererei, den Agenturbildern und den paar Artikeln hier und da kaum über die Runden kommst. Und was würde Mutter sagen, wenn ich, der in Luxus badet, kein Herz für den verirrten Bruder hätte? Ist doch wie in dieser Geschichte, die sich die Christen erzählen, oder nicht?«

»Der verlorene Sohn«, murmelte Modi.

»Genau, der verlorene Sohn, der in den Schoß der Familie zurückkehrt. Und genau wie in der Geschichte habe ich vor, dich mit offenen Armen zu empfangen. Tatsächlich hätte ich sogar einen Job für dich, für den du perfekt geeignet wärst!«

»Komm schon, Magni«, mischte Freya sich ein. »Du hast gesagt, erst frühstücken wir, bevor wir aufs Geschäftliche zu sprechen

kommen. Du hast Modi nicht mal gefragt, wie es ihm geht, ob er eine Freundin hat ...« Sie zog die Augenbraue hoch. »Oder vielleicht einen Freund? Stattdessen sprichst du sofort dein Anliegen an. Das ist dermaßen typisch für dich!«

»Ich plaudere eben nicht über Nebensächlichkeiten.« Er bedachte Freya mit einem abfälligen Blick, und erstmals, seit Modi gekommen war, sah er das in Magni aufblitzen, mit dem er aufgewachsen war.

Magni atmete schwer durch, sah Freya finstern von der Seite an, wandte sich dann aber wieder an Modi.

»Hast du gehört, was mit Asgard passiert ist?« Er meinte ihr Elternhaus, das riesige Anwesen, das ihr Vater mitten in der Wildnis hatte errichten lassen, nicht den mythischen Wohnort der Götter. Soweit Modi es mitbekommen hatte, hatte das Anwesen jahrelang leer gestanden. Wer sich so eine Immobilie leisten konnte, wollte nun mal nicht in der Einöde im einstigen Zuhause eines durchgeknallten Serienmörders leben.

Er schüttelte den Kopf. »Nein, was hätte ich denn hören sollen?«

Magni biss die Zähne zusammen. »Das Zuhause unserer Kindheit und die Kultstätte, die unser Vater als Hommage an die Valaskjalf errichtet hat, ist von einer christlichen Gruppierung übernommen worden.« Letzteres klang aus seinem Mund wie eine Beleidigung. »Was soll das heißen?«

»Anscheinend hat diese Gruppe aus einer christlichen Gemeinde in Middletown beschlossen, kollektiv in Asgard einzuziehen, weil das Anwesen mit so vielen Räumen und Flügeln groß genug ist für sie alle. Ich glaube, es sind insgesamt vier Familien, die das Anwesen gekauft haben und es jetzt in

eine Art christliche Hippiekommune verwandeln wollen. Und das Schlimmste ist: Sie haben unsere Kultstätte entweiht, indem sie sie in eine Kapelle verwandelt haben.«

»Okay ... Und warum ist das schlimm? Als Mutter noch während der Gerichtsverhandlung und dem ganzen Aufruhr dort ausgezogen ist, war doch klar, dass es irgendwer kaufen würde. Sonst wäre es irgendwann in sich zusammengefallen. Wäre dir das lieber gewesen?«

»Es hätte lieber bis auf die Grundmauern abbrennen sollen, als durch solchen Dreck entweiht zu werden!«

Modi seufzte. »Ich wüsste nicht, was mich das angeht. Ich fotografiere und brenne keine Häuser nieder.«

»Aber genau das sollst du tun – du sollst fotografieren. Bloß ein bisschen Späharbeit. Du fährst hin und dokumentierst alles: die Leute, die Autos, was immer sie dort hingeschafft haben, Sicherheitssysteme und so weiter. Und diese Fotos bringst du mir.«

Unwillkürlich hatte Modi das Bedürfnis zurückzuweichen. Es lief ihm eiskalt den Rücken hinunter, und er kniff die Augen zusammen. »Wofür, Magni? Wofür brauchst du Fotos der Leute, die jetzt dort wohnen? Ich will nicht dazu beitragen, dass noch mal irgendwer auf irgendeine Weise zu Schaden kommt.«

»Ganz ehrlich? Ich kann dir nicht sagen, was der Grund ist, weil ich nämlich noch nichts geplant habe. Ich weiß nur, dass ich Asgard zurückhaben will. Früher hätte ich einen Trupp Krieger zusammengestellt, und wir wären kurzerhand durch das Tor gestürmt. Leider ist das heutzutage keine Option mehr. Deshalb muss ich andere Mittel und Wege finden. Keine Ahnung, was das

für Wege sein werden, aber bei privaten oder geschäftlichen Entscheidungen recherchiere ich gern vorab. Du sollst nur ein paar Fotos schießen, die Räumlichkeiten erkunden, den Tag dort verbringen und sie beobachten. Was sind ihre Alltagsroutinen und wie viele sind es? Solche Sachen. Ich weiß wirklich noch nicht, was ich damit anfangen, aber vielleicht legst du mir ja irgendwas vor, was mich auf Ideen bringt.«

»Und jetzt, da die reelle Chance besteht, dass Vater wieder auf freien Fuß kommt«, warf Freya ein, »hofft unser Bruder natürlich umso mehr, dass er sich unser Elternhaus zurückholen kann.«

Magni zuckte mit den Schultern. »Möglich, ja. Aber das ist nicht mein hauptsächlicher Beweggrund. Asgard war unser Zuhause, es fehlt mir, und dass es entweicht wurde, macht mich rasend. Ich hätte mir schon vor Jahren vornehmen sollen, das Anwesen zurückzukaufen. Dieses Versäumnis will ich jetzt wiedergutmachen.«

Modi schüttelte den Kopf. »Ich hab die Ausbildung zum Fotografen nicht gemacht, um Leute auszuspionieren.«

Magni nickte bloß knapp. »Würdest du anders darüber denken, wenn ich dir sage: Ich übernehme ein Jahr lang deine Miete.«

Wenn Modi gerade etwas getrunken hätte, hätte er garantiert vor Schreck ausgespuckt.

»Du willst ein Jahr lang meine Miete bezahlen, wenn ich einen Tag lang dort herumstreife und unser altes Haus fotografiere?«

Sofort schoss ihm durch den Kopf, dass dieses Angebot zu gut klang, um wahr zu sein.

»Genau«, sagte Magni. »Und wenn du einen guten Job machst, könnte ich noch mehr Aufgaben für dich haben. Aber bevor du gleich aufstehst: Ich würde dich gern zu

einem Meeting mitnehmen, damit du siehst, womit sich unser Familienunternehmen inzwischen beschäftigt.«

Neben Modi stieß Freya einen melodramatischen Seufzer aus. »Das kannst du ihm doch nachher erzählen, oder? Können wir endlich bestellen? Ich wäre bereit für schwedische Pfannkuchen.«

Für einen kurzen Augenblick sah Magni aus, als würde er sie schlagen wollen. Doch dann lächelte er. »Du hast recht. Genug vom Geschäftlichen. Jetzt frühstücken wir. Geht auf mich. Bestell also, was du willst, Modi. Du brauchst alle Energie, die du kriegen kannst. Dir steht ein langer Tag bevor.«

Baxter Kincaid trat durch die Haustür hinaus auf den Gehweg. Er sah zum Himmel empor, spürte die Sonne im Gesicht und sprach ein stummes Gebet. Dann nahm er einen Joint aus seiner Zigarettendose, schob ihn sich in den Mundwinkel und zündete ihn mit seinem alten Zippo an.

Er mochte sein Viertel. Kaum war er fünf Schritte gegangen, als er den ersten Bekannten, der einen Vintage-Klamottenladen betrieb, per Fauststoß begrüßte. Weitere fünf Schritte, und er beugte sich zu einem Hund runter und hielt ihm ein Leckerli hin. Dann überreichte er dem Obdachlosen, der sich öfter hier aufhielt und inzwischen zu Baxters Freund geworden war, einen Müsliriegel.

»Wenn du was brauchst, Bobby«, sagte Baxter, »wenn du das Ruder herumreißen willst, ich bin für dich da.«

Der Mann reckte den Daumen hoch. »Danke, Bax.« Dann rollte er sich wieder auf dem Gehweg zusammen.

Mit einer knappen Abschiedsgeste machte Baxter sich auf den Weg. Haight-Ashbury war ein Hippieparadies: überall Batikmuster und an vielen Wänden coole, ausgeklügelte Murals. Als er an einer Kreuzung stehen blieb und hoch zur Ampel sah, musste er unwillkürlich lachen: Der Mittelfinger an der hinterleuchteten erhobenen Hand, die den Fußgängern signalisierte, dass sie stehen bleiben mussten, war zu einem Stumpf amputiert worden. Nur wenige wussten, was das bedeutete. Jemand war an der Ampel emporgeklettert, um einen Teil des Fingers abzukleben, damit die Hand aussah wie die von Jerry Garcia, dem verstorbenen Gitarristen von Grateful Dead und Ikone der Haight-Ashbury-Community. Baxter ging weiter an kleineren Ladengeschäften, Bistros, Secondhand-Klamotten- und Anarcho-Buchläden vorbei, bis er sein Ziel erreicht hatte: die Cantata Coffee Company, in der er sich allmorgendlich mit seiner Geschäftspartnerin Corin traf.

Als er das kleine Café betrat, begrüßte der Betreiber ihn mit einer Umarmung und rief dem Barista zu: »Was immer Baxter will, geht heute auf mich!«

»Das muss doch nicht sein«, brummelte Baxter. »Nach allem, was du für uns getan hast, ist das nicht annähernd genug!«

An der Wand hing ein Schild mit der Aufschrift: Wir haben kein W-Lan. Redet miteinander! Jedes Mal, wenn Baxter herkam, musste er darüber schmunzeln, denn genau so ein Ort war es nun mal. Man ließ sich nieder, lernte den Sitznachbarn kennen und schloss neue Freundschaften.

Corin saß bereits auf ihrem Stammplatz direkt am Fenster mit dem Rücken zur Wand, sodass sie das ganze Café überblickte und

»
**SIE GEHÖRTE
ZU DENEN,
DIE GERN
SCHON VON
WEITEM
SAHEN,
WELCHE
GEFAHREN
DROHTEN.**

sehen konnte, wer draußen vorbeiging. Sie gehörte zu denen, die gern schon von Weitem sahen, welche Gefahren drohten.

Baxter trat an den Tresen und gab seine übliche Bestellung auf: einen Jimi Hendrix-türkischen Mokka mit Lavendelsirup und weißer Schokolade. Dazu bestellte er einen Frühstücksburrito, ehe er sich auf dem Barhocker neben Corin niederließ. Heute trug

sie einen leuchtend pinkfarbenen University-of-California-Sweater, der ihren bronzenen Teint unterstrich, den sie von ihrer brasilianischen Mutter geerbt hatte. Die dunklen Haare hatte sie sich zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden. Corin war verhältnismäßig klein, gerade mal gute eins fünfzig, und er wusste, dass ihr einstiger Verlobter sie »Maus« genannt hatte. Allerdings mochte sie es, unterschätzt zu werden. Äußerlich wirkte sie vielleicht wie ein Mäuschen, im Innern jedoch war sie eine Löwin. Und sehr aggressiv.

Sie nahm einen Schluck von ihrem Kaffee. »Ist irgendetwas vorgefallen?«

Baxter fuhr sich durchs Haar. »Ich bin gestern Nacht davon aufgewacht, dass ein Huhn auf Pink Floyd eingehackt hat.«

Corin, die Baxter inzwischen gut genug kannte, nickte nur. Von Überraschung keine Spur. »So was darf nicht passieren.«

Er verzog das Gesicht. »Ronnie fand, es wäre eine geniale Idee, Hühner in meine Wohnung zu holen, sozusagen als Dankeschön. Aber eins dieser Hühner wollte wohl auf die dark side of the moon.«

»Autsch. Und du kannst nicht einfach losziehen und Ersatz besorgen?«

Baxter schüttelte den Kopf. »Könnte ich, klar. Aber das war eine seltene Erstpressung und ursprünglich nicht einmal meine, sondern die meines Dads. Eines der wenigen Dinge, die ich noch von ihm besitze.«

»Ach, Scheiße, Bax. Das tut mir leid.«

»Ist ja nur eine Sache, ein Gegenstand wie andere auch. Trotzdem hat es mich aus der Bahn geworfen. Deshalb sprudelte ich heute auch nicht gerade über vor Lebensfreude.«

»Ist doch total okay. Eine schöne Abwechslung zu deinem Daueroptimismus.«

»Siehst du, und genau das sorgt dafür, dass ich um deinetwillen besser gelaunt sein will. Aber apropos gut gelaunt und gut geschlafen – wie lief's bei dir letzte Nacht?«

Corin kniff leicht die Augen zusammen. »Bestens. Klingt, als hättest du einen Hintergedanken.«

Er fing ihren Blick auf und fuhr in leicht besorgtem Tonfall fort: »Ich hab gehört, dass Dario annähernd jeden Abend bei dir war.«

Sie grummelte vernehmbar in sich hinein. »Hat Kevin schon wieder die Kameras vor meinem Haus gehackt?«

»Um Kevin geht es hier nicht. Ich mache mir Sorgen um dich. Dario ist ein Stricher.«

»Ich dachte, du hilfst Sexworkern und hast gegen sie keine Vorurteile?«

»Das ist es also? Du hilfst ihm? Ich will ihm echt nichts anhängen, aber du bist mir wichtig, und jemanden für derlei Dienste zu bezahlen ist nicht gerade die gesündeste und sicherste Aktivität. Ich bin kein Experte, aber ich glaube nicht, dass mir allzu viele Psychologen widersprechen würden.«

»Ich wusste gar nicht, dass es dich etwas angeht, mit wem ich Zeit verbringe, Dad.«

Er schüttelte den Kopf. »Ich will dir nichts vorschreiben. Ich bin einfach nur besorgt.«

Corin schloss die Augen und biss die Zähne zusammen. Dann nahm sie einen großen Schluck Kaffee. »Ich schlafe nicht mit ihm, falls du das glauben solltest. Ich hab mit Dario einen Deal. Er kommt vorbei und pennt auf meiner Couch. So fühle ich mich sicherer. Nur so kann ich schlafen. Wenn ich allein bin, springe ich bei jedem Geräusch aus dem Bett und schnappe mir meine Knarre. Schlaftabletten will ich nicht nehmen, weil der Moment kommen könnte, in dem ich hellwach sein muss, weil wirklich jemand da ist.«

Sie tat Baxter immens leid. Sie litt nach wie vor an einer schweren posttraumatischen Belastungsstörung, seit sie von berüchtigten Serienmördern gefoltert und vergewaltigt worden war. Allerdings hatten die Brüder sich an Corins Entführung gewaltig verschluckt: Einen von ihnen hatte sie vom Dach seines Ressorts in den sicheren Tod befördert und sich selbst mit einem Winkelschleifer den Fuß amputiert, um sich zu befreien. Baxter war unter den Rettern gewesen, und weil er sofort erkannt hatte, wie zutiefst verstört sie gewesen war, hatte er sie unter seine Fittiche genommen.

»Du kannst auch auf meiner Couch schlafen, das weißt du.«

»Na klar. Ich, du, Ronnie, seine Freundin, sein Kind und jetzt auch noch ein Hühnerhaufen. Eine große, glückliche Familie.«

»Und was ist mit Kevin? Er hat ein Gästezimmer. Da könnte ich bestimmt etwas aushandeln. Außerdem hat er überall Kameras aufgehängt, sodass du sofort wüsstest, wenn sich jemand anschleicht.«

»Bestimmt. Nur hat er wahrscheinlich sogar Kameras im Schlafzimmer und im Bad.«

»Sei nachsichtig mit ihm. Ich kann ja mal mit ihm reden und sicherstellen, dass er so was nicht macht. Kevin hört auf mich ... zumindest meistens.«

Irgendwas vor dem Fenster hatte Corins Aufmerksamkeit erregt. Sie nahm noch einen Schluck Kaffee. »Ich denke darüber nach. Aber fürs Erste verschwinde ich mal kurz durch die Hintertür und drehe eine Runde um den Block.«

Baxter sah sich verblüfft um und blickte dann durchs Fenster. »Warum? Was ist denn los?« Corin starrte etwas an. »Da drüben steht eine Frau und beobachtet uns. Ich glaube,

sie ist dir hierher gefolgt.«

Baxter folgte Corins Blick. Auf der anderen Straßenseite stand eine Schwarze in Jeans und Lederjacke. Sie tat so, als würde sie sich für eine Kleiderauslage interessieren. »Die kenne ich nicht. Vielleicht sollte ich mal rübergehen und Hallo sagen.«

Corin tätschelte ihm lächelnd die Schulter. »So etwas fällt in meinen Aufgabenbereich, Boss. Ich gehe hintenrum und überrasche sie. Mal sehen, was sie will. Womöglich ist sie bloß eine Reporterin, die von dir einen O-Ton zu den neuesten Entwicklungen im Raven-Fall haben will.«

Seit die Nachricht kursierte, kreisten die Geier und versuchten, ihm einen Kommentar zu den Anschuldigungen gegen seinen früheren Partner zu entlocken. Baxters Standardantwort lautete stets: »Kein Kommentar«. Doch ein nicht eben geringer Teil von ihm hätte den Gerüchten liebend gern ein Ende gesetzt. Bald würde er der leitenden Ermittlerin gegenüber seinen Trumpf ausspielen und allen beweisen, dass Terry sich nichts hatte zuschulden kommen lassen. Baxter zog eine Augenbraue in die Höhe.

»Du wirst aber nicht handgreiflich, oder?«

Das Grinsen auf ihrem Gesicht wurde breiter. »Ich bin ganz artig. Aber ich will für sie hoffen, dass sie keine Reporterin ist und auch sonst nichts Übles im Sinn hat. Du hast ja keine Ahnung, wie gern ich mal wieder jemandem die Fresse polieren würde. Das letzte Mal ist lange her.«

»So gefährlich sieht sie nicht aus.«

Corin sah ihn finster an.

»Mach mir jetzt bloß keinen Strich durch die Rechnung«, sagte sie noch, rutschte von ihrem Barhocker und verschwand in Richtung Hintertür.



MUSS DER SCHEISS HEUTE SEIN, GENTLEMEN?

Baxter beobachtete vom Café aus, wie Corin sich der Frau näherte und sie sich angespannt unterhielten. Er entschied, auch Teil der Party sein zu wollen, und ging zu ihnen hinüber. Bei seinem Erscheinen stellte Corin die Frau als Isadora Davis vor, angeblich vom FBI. Er bedeutete seiner Partnerin, dass er von hier an übernehmen würde.

Baxter und Isadora blickten Corin hinterher, als sie über die Straße zum Café zurückkehrte. Dann setzten sie sich auf der Haight Street in Bewegung. Er hörte geduldig zu, während sie sich ihm vorstellte: Sie sei Agentin in der Außendienststelle San Francisco, und Deputy Director Carter habe sie gebeten, ihm bei möglichen Privat Recherchen im Raven-Fall beiseitezustehen. Bis sie mit ihren Ausführungen fertig war, waren sie einen Block weit gekommen.

»Hören Sie«, sagte Baxter, »auch wenn ich die großzügige Unterstützung meines

freundlichen Wohltäters sehr zu schätzen weiß, muss ich Sie leider davon in Kenntnis setzen, dass ich Ihre Hilfe dankend ablehne. Ich weiß sehr wohl, welche Vorteile die Hilfe des FBI hätte, aber tatsächlich bin ich nicht interessiert, mich mit einem Serienmörderfall zu beschäftigen, sei er vergangen, gegenwärtig oder zukünftig.«

»Ich glaube Ihnen kein Wort. Sie waren doch derjenige, der ihn damals festgesetzt hat? Und jetzt, da im Raum steht, dass er freikommen könnte, sind Sie an ihm nicht mehr interessiert?«

»Ich hab die Nachrichten natürlich verfolgt. Aber auch wenn es diese jüngste Wendung gibt, wird kein Richter der Welt Steinar Hagen freisprechen. So was mag in den Juralebüchern hoch und runter exerziert werden, aber in der Realität lässt kein Richter – vor allem kein rechtmäßig gewählter – einen notorischen Serienmörder aus formalen Gründen ziehen. Und selbst wenn, wäre das nicht mehr mein Problem.«

»Mit uns hätten Sie die Gelegenheit sicherzustellen, dass etwas, was Sie in der Vergangenheit richtig gemacht haben, nicht in die falsche Richtung läuft. Wahrscheinlich setzt ihn der Richter nicht auf freien Fuß, aber wer weiß. Und wissen Sie, welcher Richter den Fall übernimmt? Vertrauen Sie dieser Person? Ist sie immun gegen Schmiergelder, immun gegen Drohungen? Wollen Sie mir ernsthaft erzählen, dass Sie das nicht überprüfen, um sicherzugehen, dass Ihre ganze harte Arbeit nicht umsonst war?«

Er lachte. »Zum Ersten: Ich hab damals einen verdammt lausigen Job gemacht. Falls Sie es noch nicht bemerkt haben: Die Leute nennen Steinar Hagen den ‚Ravenkiller‘, dabei waren nachweislich mehr Leute in-

volviert. Und weder mein Partner, ich selbst noch die Detectives, die übernommen haben, nachdem wir beide angegriffen wurden, haben jemals herausgefunden, wer die Mittäter waren. Aber genau darüber muss ich mir nicht mehr den Kopf zerbrechen. Ich spüre vermisste Personen auf. Ich helfe Menschen, Agent Davis.«

»Und dafür zu sorgen, dass ein Serienmörder nicht wieder freikommt, hilft den Menschen nicht?«

»Natürlich. Aber es gibt jede Menge extrem talentierte Leute dort draußen, die genau so etwas tagtäglich beruflich tun – besser, als ich es je könnte. Ich hab das Mordezernat damals gehasst. Die Gewalt, die Finsternis, all die Dinge, die Menschen einander antun ... Das alles hat etwas mit mir gemacht. Es hat meine Seele befallen und mich verändert. Scheiße, ich war damals so dermaßen besessen von meinen Fällen, dass ich nonstop gearbeitet, tagelang nicht geschlafen und mich nur noch mit Kaffee und Koks wach gehalten habe!«

Isadora wusste genau, wovon Kincaid sprach. Sie hatte diese erdrückende Last ebenfalls gespürt, auch wenn sie selbst nie zu illegalen Substanzen gegriffen hatte, um weitermachen zu können. Sie wusste nicht recht, was sie noch sagen sollte, und wollte gerade die Taktik wechseln, als ein schwarzer Mercedes vor ihnen an den Straßenrand raste und hinten zwei Männer mit schwarzem Mundschutz heraussprangen.

Der Erste sah sie beide von Kopf bis Fuß an.

»Sind Sie Baxter Kincaid?«

Ohne nachzudenken, schüttelte Baxter den Kopf. »Äh, nein ...?«

Der Zweite umrundete das Fahrzeug und gesellte sich zu seinem Kumpel, der ihn

ansah, als hätten sie einen Fehler gemacht. Doch Nummer zwei schüttelte bloß den Kopf. Dann zückten beide Taser. »Einsteigen!«

Isadora war wie vom Donner gerührt. Ihr erster Gedanke war, zur Waffe zu greifen, doch ihr Vorgesetzter hatte ihr die Dienstwaffe abgenommen. Auch wenn viele Menschen auf der Straße waren, die alle aufnahmefähige Handys in der Hand hatten, so war Isadora doch klar, dass diese Männer sie schneller getasert und ins Auto gezerrt hätten, als auch nur einer von ihnen reagiert hätte.

Sie warf Baxter einen Seitenblick zu. Er wirkte kein bisschen beunruhigt. Stattdessen seufzte er nur.

»Muss der Scheiß heute sein, Gentlemen? Ich bin mir sicher, Sie haben Ihre Gründe und Befehle, aber mir ist heute nicht danach. Als ich heute früh aufgewacht bin, hatte ein Huhn Pink Floyd vernichtet. Hat mir so was von den Tag versaut. Wenn Sie vielleicht morgen wiederkommen könnten? Da wäre ich ein besseres Entführungsoffer.«

Die zwei Männer sahen ihn vollkommen entgeistert an und wussten nicht, was sie sagen sollten.

Möglicherweise in dem Versuch, sein Schicksal noch etwas hinauszuzögern, legte Baxter nach: »Außerdem versuche ich gerade, weniger Auto zu fahren. Statistiken zufolge verbringen wir 90 Prozent unserer Zeit in geschlossenen Räumen und winzigen klimatisierten Schuhschachteln. Wer hundert Jahre alt wird, hat neunzig davon in menschengemachten Gehäusen verbracht. Aber ich bin kein menschlicher Maulwurf und will auch keiner sein. Deshalb muss ich freundlich ablehnen.«

Ein Fenster des Mercedes ging auf, und der Fahrer rief: »Bringt sie ins Auto, ihr Volltrottel!«

Isadora wollte den beiden gerade mitteilen, dass sie vom FBI sei, als die Männer ihre Taser betätigten.

Auf dem feinen Ledersessel im schicken City-Büro von Kupec Industrial Services fühlte Modi sich wie ein eckiger Pflöck, der versuchte, in ein rundes Loch zu passen. Sein Bruder indessen schien auf seinem Stuhl mit hoher Rückenlehne tiefenentspannt. Modi meinte sogar, ihm eine fast kindliche Vorfreude anzusehen.

Jahre zuvor, nachdem sie die beiden Detectives angegriffen hatten, hatten ihnen schlimme Konsequenzen gedroht. Nur mithilfe teurer Anwälte und Psychologen, die im Zeugenstand für sie ausgesagt hatten, waren sie letztlich als bedauernswerte, gebrainwaschte Opfer hingestellt worden, die vor dem Gesetz als Kinder galten und für ihre Tat nicht wie Erwachsene verurteilt werden durften. Magni hatte sein siebzehntes Lebensjahr überwiegend in Besserungsanstalten verbracht, war aber streng nach gesetzlicher Vorgabe an seinem achtzehnten Geburtstag entlassen worden. Und auch ihre Mutter war von jeglichem Verdacht und Fehlverhalten freigesprochen worden, weil die Polizei ihr nicht hatte nachweisen können, dass sie gewusst hatte, was in ihren vier Wänden vor sich ging. Modi selbst hatte dem Clan mit siebzehn den Rücken gekehrt und – mal abgesehen von der Krankheit seiner Mutter – auch nie wieder zurückgeblickt. Bis jetzt.

Er lehnte sich auf seinem Sessel leicht vor. »Ich verstehe immer noch nicht, was ich hier soll.«

Magni grinste ihn an. »Keine Bange, kleiner Wolf, du musst gar nichts tun. Tatsächlich brauchst du nicht mal was zu sagen, sobald wir da drin sind. Sieh einfach zu. Du hast dich doch früher immer gefragt, wie unsere Familie zu ihrem Reichtum gekommen ist. So langsam solltest du es erfahren. Vielleicht hilft es dir sogar zu verstehen, warum es dir derzeit finanziell so schlecht geht.«

Modi unterdrückte den Impuls, die Augen zu verdrehen und seinem Bruder mitzuteilen, dass er jederzeit lieber weiter so leben würde wie jetzt als wie früher, in ihrer Kindheit. Stattdessen sagte er nur: »Wir werden ja sehen.«

Eine Minute später kam die Empfangsdame, um sie in das Büro des Geschäftsführers, Don Kupec, zu begleiten. Der ältere Herr begrüßte sie mit einem freundlichen Handschlag. Kupec war gute sechzig, trug Brille, hatte volle Lippen und schütteres, ergrautes Haar. Er trug einen ähnlich teuren Anzug wie Magni, doch Modi fiel auf, dass Kupec sich nicht annähernd so wohl darin zu fühlen schien wie sein Bruder. Nachdem sie einander begrüßt hatten, kehrte Kupec hinter seinen riesigen dunklen Edelmholzschreibtisch mit Marmorplatte zurück.

»Meine Sekretärin hat ausgerichtet, dass Sie eine extrem dringende Firmenangelegenheit besprechen möchten, Mr. Hagen. Allerdings muss ich zugeben, dass ich mit Ihrem Unternehmen, Valkyrie Financial, überhaupt nicht vertraut bin.«

Magni lächelte ihn an. »Bisher gab es auch keine Verbindung zu uns. Zumindest bis heute Morgen.«

Kupec sah ihn verwirrt an. »Okay, Sie haben mich neugierig gemacht. Was ist denn heute Morgen passiert?«

»Valkyrie Financial erhebt seit geraumer Zeit Aktien Ihres Unternehmens, aber heute früh haben wir einen Deal mit den bisher größten Shareholdern abgeschlossen.«

Kupec rutschte auf seinem Stuhl nach vorn und kniff die Augen zusammen. »Wie bitte?«

Magni wechselte nonchalant das Thema.

»Die Wikinger – sagen die Ihnen etwas, Mr. Kupec? Das waren meine Vorfahren. Sie waren in ganz Europa gefürchtet. Mit ihren Booten sind sie sogar übers Meer gekommen, um genau das zu tun, was ich heute tue.«

»Und das wäre?«

»Erobern, plündern, ausrauben. Genau meine Kragenweite. Natürlich setze ich kein Schwert und keine Streitaxt mehr ein wie meine Vorfahren, aber das Ergebnis ist mehr oder weniger das gleiche. Ich bin gekommen, um mir zu nehmen, was Ihnen gehört, und es mir zu eigen zu machen.«

»Sie lügen! Ich weiß genau, von welchen Shareholdern Sie sprechen, und die würden nie ...«

»Sie haben bereits. Und Sie, Mr. Kupec, können nichts mehr dagegen tun. Ich bin nur der Höflichkeit halber hier, um es Ihnen persönlich mitzuteilen. Wenn ich ganz ehrlich sein soll, ist dies hier der schönste Teil meines Jobs: schlechte Nachrichten überbringen und Ihren Gesichtsausdruck sehen, sobald Ihnen dämmert, dass etwas weit Furchterregenderes als alles, was Sie bislang kannten, an Ihre Ufer gerudert ist – und dass Sie rein gar nichts mehr dagegen ausrichten können.«

Kupec mahlte mit den Kiefern. »Verlassen Sie mein Büro.«

Magni grinste. »Genau genommen ist es jetzt mein Büro. Aber natürlich bekommen Sie eine Übergangsfrist.«

Mit zitternder Stimme stieß Kupec hervor:

»Diese Firma ist seit vier Generationen im Familienbesitz!«

Glücksend erwiderte Magni: »Und meine Familie betreibt so was hier schätzungsweise seit vierzig Generationen. Sehen Sie es mir also nach, wenn ich wenig beeindruckt bin.«

Kupec sah Magni unverwandt in die Augen.

»Sie Arschloch! Wie können Sie es wagen!«

»Ach, kommen Sie schon, das war aber nicht sehr nett. Dabei war ich so freundlich zu Ihnen.« Magni lehnte sich auf der Stuhlkante nach vorn, und sein Blick nahm ein boshafes Blitzen an.

»Sie können von Glück sagen, dass wir in zivilisierten Zeiten leben, in denen die Wikinger mit Stift und Papier statt mit der Streitaxt plündern kommen.«

Kupec schnaubte. »Ich bin mir sicher, Sie wünschen sich die alten Zeiten zurück.«

Magni stand auf und umrundete Kupecs Schreibtisch, setzte sich direkt vor den Mann auf die Tischkante und nahm ein gerahmtes Foto hoch. »Ist das Ihre Frau? Nicht schlecht. Ist ja klar, was die von Ihnen will. Aber bestimmt kriegen auch Sie genau das, was Sie wollen. Und ja, Mr. Kupec, ich hätte die alten Zeiten liebend gern zurück. Sie waren in all ihrer Brutalität schlicht und doch erhaben. Damals hätte ich Ihre Trophy Wife direkt als meine Sexsklavine mitgeschleift – als Kriegsbeute, wie es so schön heißt.«

Kupec bebte vor Zorn, sein Gesicht war hochrot. »Raus! Sofort! Oder ich rufe die Polizei!«

Magni lachte. »Und was erzählen Sie denen? Dass Ihre Firma jetzt unter meiner Leitung steht?«

»Raus!«, brüllte Kupec.

Nicht im Geringsten beeindruckt ging Magni ganz nah an Kupec heran. »Es spielt keine Rolle, in welchem Zeitalter wir leben, Mr. Kupec. Das Glück ist nun mal mit den Starken. Männer wie ich haben weinerliche kleine Idioten wie Sie immer schon zermalmt. Sie sehen besser ein, dass die Zeiten sich so wesentlich gar nicht verändert haben.«

Corin hatte kaum die Hand an die Eingangstür zur Cantata Coffee Company gelegt, als sie von der Straße Reifenquietschen hörte. Sie ließ die Hand sinken und blieb auf dem Gehweg stehen. Unter normalen Umständen hätte sie sich keinen Deut darum geschert – wenn nicht der Lärm aus der Richtung gekommen wäre, in die Baxter und diese Frau geschlendert waren. Bestimmt nur ein Wagenfensterdiebstahl. Solche Delikte waren in San Francisco regelrecht zur Epidemie geworden. Deshalb ließen Bewohnerinnen und Bewohner der Stadt auch nie etwas in ihren Fahrzeugen liegen.

Doch als Corin in die entsprechende Richtung zurückging und sah, dass die Quelle des Aufruhrs ein schwarzer Mercedes am Straßenrand war, dämmerte ihr, dass hier etwas weit Schlimmeres im Gange war. Augenblicklich rannte sie los. Irgendwas sagte ihr, dass ein solcher Vorfall an der Haight Street nur mit Baxter zu tun haben konnte. Zum Glück hatte Corin heute ihre Laufprothese angelegt, die eigens für Sondereinsatzkräfte in Kampfsituationen entwickelt worden war. Trotz ausgiebigem Training lief sie noch immer ein klein wenig unrund.

Dennoch spurtete sie jetzt auf die Straße, wick mehrere Fahrzeuge aus und wech-

selte die Straßenseite. Inzwischen sah sie zwei Männer mit Masken, die Baxter und die FBI-Frau auf den Mercedes zu schleiften und in den Kofferraum bugsierten.

Die Passanten ringsum hatten sich aus dem Staub gemacht. Allerdings standen einige ein Stück entfernt und filmten das Ganze per Handy; doch keiner von ihnen griff ein. Corin konnte es ihnen nicht verübeln. Die meisten waren darauf geeicht, Gefahren zu scheuen, statt direkt darauf zuzuhalten.

Ihre Lunge brannte mittlerweile, trotzdem hielt sie ihr Tempo. Sie trug eine Waffe in einem versteckten Holster, zog sie aber nicht, weil sie nicht mit scharfer Munition geladen war. Das war eine von Baxters Regeln gewesen, als die beiden Geschäftspartner geworden waren. Nur leider konnten Pfeffergeschosse gegen Autofenster nichts ausrichten. Statt also die Waffe zu ziehen, griff sie in ihre Tasche und nahm einen anderen Gegenstand heraus, der ihr in dieser Lage dienlicher war. Da Baxter und sie häufig Observationen übernahmen, und es nun mal wesentlich einfacher war, jemanden un bemerkt zu beschatten, wenn man nicht ständig in Sichtweite bleiben musste, trugen sie stets kleine Tracking-Sender bei sich, die sie an ein Fahrzeug heften oder in eine Hand- oder Jackentasche schmuggeln konnten. Die Vorzüge moderner Technik.

Sie war noch knapp einen halben Block entfernt, als der Wagen am Straßenrand rückwärts anfuhr. Sie trieb ihre Beine an, zwang sich, schneller zu rennen denn je. Die Prothese rammte gegen ihren Stumpf, wo einst ihr Fuß gesessen hatte, doch sie schob die Schmerzen beiseite und konzentrierte sich nur noch darauf, zu dem Wagen aufzuschließen.

Noch vier Meter, drei, zwei – aber jetzt startete das Auto vorwärts durch, und sie wusste, sie würde es nicht mehr schaffen. Selbst mit der weltbesten Prothese konnte sie kein beschleunigendes Fahrzeug einholen.

In einem letzten verzweifelten Versuch hechtete Corin nach vorn, riss die Hand mit dem Tracker nach oben, knallte ihn mit der Klebeseite auf die Stoßstange des Mercedes und stürzte hart auf den Asphalt.

Auf allen vieren sah sie zu, wie das schwarze Fahrzeug in eine Querstraße abbog. Noch während sie aufstand und sich den Staub von der Hose klopfte, spürte sie, wie sich ein Grinsen auf ihrem Gesicht breitmachte. Dann hatte der Tag ja doch noch eine weit bessere Wendung genommen. Corin war in ihrem Leben durch die Hölle gegangen, und niemand überlebte die Finsternis, ohne Narben davonzutragen. So etwas veränderte einen, hinterließ Spuren auf der Seele. Selbst wenn man der Hölle entkam, trug man auch weiterhin einen Teil davon in sich. Und jede Gelegenheit, bei der sie ein klein bisschen von dieser Hölle rauslassen konnte, war für Corin ein Hochgenuss.

Modi trat aus der Eingangstür von Kupec International und sofort zur Seite, weg von den Leuten, die durch den Eingang strömten. Er musste sich an der Klinkerwand abstützen, um nicht in die Knie zu gehen. Er fühlte sich, als wäre er mitschuldig daran, dass der Traum unzähliger Menschen zerschlagen würde, während Magni sich aufführte, als wäre dies einfach nur irgendein x-beliebiger Arbeitstag. Was für ein entsetzliches, tragisches Vermächtnis trug seine Familie in die Welt?

Magni schlenderte auf ihn zu. Mit einem fast angewiderten Gesichtsausdruck fauchte er: »Dir spendier ich kein Frühstück mehr, wenn du vorhast, es sofort wieder auszukotzen.«

Modi versuchte noch immer, die Fassung wiederzuerlangen. Er fühlte sich, als stünde seine Haut in Flammen. »Was du da drin ... Wie konntest du ...«

Magni blickte verdattert drein. »Wie konnte ich was? Uns einen zweistelligen Millionenbetrag für das Familienunternehmen sichern?«

»Wie kannst du so grausam sein? Du bist da reinmarschiert und hast das Leben dieses Mannes zerstört, hast ihm den Boden unter den Füßen weggezogen! Und das Schlimmste war, dass du nicht nur kein Mitleid mit ihm hattest – du hast es auch noch genossen!«

Magni legte seinem Bruder die Hand an den Ellenbogen und schob ihn in Richtung Straße.

»Warum sollte ich es nicht genießen, der Stärkste im Raum zu sein? Warum sollte ich meine Überlegenheit nicht feiern? Weil das jemandes Gefühle verletzen könnte? Weil irgendwer empört sein könnte? Du und all die anderen schwachen Mitglieder dieser Gesellschaft, ihr scheint zu glauben, ihr hättet etwas verdient. Aber Respekt muss man sich erarbeiten. Diese Welt ist durch und durch schwach geworden – was für Leute wie mich perfekt ist! Wenn ich mich umsehe, sehe ich lediglich einen Haufen Weicheier. Einen Haufen Idioten, die nur darauf warten, dass ich sie ausnehme.«

»Jeder Mensch hat einen Wert und bestimmte unveräußerliche Rechte ...«

»Stimmt. Und eins dieser Rechte besagt,

dass der Stärkere sich am Schwächeren bedient.

Vergiss Gerechtigkeit, Modi, vergiss Rechtfertigung. Es gibt keinen Richter dort oben im Himmel, der uns für unsere Untaten verurteilen oder für Freundlichkeit und Großzügigkeit belohnen würde. Es gibt kein richtig oder falsch. Es gilt allein das, womit man davonkommt. Und wenn du der Stärkste bist, dann kommst du mit allem davon.«

»Ich werde nie so sein wie du ...«, flüsterte Modi kopfschüttelnd.

Unvermittelt packte Magni ihn bei den Schultern, allerdings nicht gewaltsam, sondern auf fast zärtliche Art. Modi war überrascht, wie ihn sein Bruder gerade ansah. Ihm schienen Tränen in den Augen zu schimmern.

»Weißt du eigentlich, wie sehr ich dich liebe? Du bist der einzige Bruder, den ich je haben werde. Ich weiß, du findest, dass ich in unserer Kindheit gemein und boshaft zu dir war, aber das war ich aus Liebe! Ich hab etwas in dir gesehen, was du selbst nie gesehen hast. Das Blut von Häuptlingen fließt durch unsere Adern, kleiner Wolf, und wir würden unsere Vorfahren beschämen und entehren, wenn wir nicht unseren rechtmäßigen Platz einnehmen und dementsprechend handeln würden.«

»Ich liebe dich auch, Magni«, sagte er nach einer Weile. »Und ich verstehe sogar, dass du ein paar Dinge tust, weil du gerade versuchst, mir zu helfen – auf deine spezielle Art. Aber ich bin nicht wie du. So könnte ich nie sein.«

Ein Grollen stieg in Magnis Kehle auf. »Das sind die Aussagen der Schwachen, die aus dir sprechen ...« Dann versetzte er Modi einen Klaps auf die Schulter. »Ich krieg schon noch Größe in dich rein – und wenn ich sie

dir einprügeln muss, Bruder.« Dann wechselte er abrupt das Thema. »Hast du mal eins meiner Videos gesehen?«

»Was für Videos?«

Magni schüttelte erneut den Kopf und verzog herablassend das Gesicht. »Ich habe auf YouTube eine gigantische Followerschaft. Wusstest du das nicht? Nach Vaters Gerichtsverfahren und nachdem wir unsere Unstimmigkeiten hatten, war die damalige Medienpräsenz das perfekte Sprungbrett. Seitdem habe ich alles darangesetzt, zum modernen Gesicht des nordischen Paganismus zu werden! Ich will in jeder Stadt so viele Gebäude mit dem Valknut sehen, wie es Gebäude mit Kreuzfixen gibt. Allmählich wachen die Leute auf und durchschauen die Lügen der modernen Welt, und wenn sie so weit sind, dann brauchen sie eine Wahrheit, der sie sich zuwenden können. Und die gebe ich ihnen.«

»Deine Wahrheit.«

Magni lächelte. »Odins Wahrheit, kleiner Wolf.« Eine Nachricht ging auf seinem Handy ein. »Ah, gut. Dein Wagen ist gleich da.«

»Mein Wagen?«

»Ja. Du brauchst doch einen, wenn du heute noch nach Asgard fahren willst.«

»Hör mal, Magni ... Ich weiß es zu schätzen, dass du mir helfen willst, aber ich kann nicht durch den Wald schleichen und Leute ausspionieren.«

Magni blieb jäh stehen und sah seinen Bruder mit einem schiefen Grinsen an. »Oh, ich habe mit eigenen Augen gesehen, wie du in diesem Wald noch viel schlimmere Dinge getan hast. Ich hab gesehen, wozu du imstande bist, sobald Odins Geist dich durchdringt. Und mach dir mal keine Gedanken.

Diese Leute sind nicht so paranoid wie Vater. Wenn sie dich entdecken, denk dir eine Geschichte aus. Wenn sie die Polizei informieren, ruf mich an. Die Sache ist vollkommen risikofrei, du kannst nur gewinnen.«
Im nächsten Moment fuhr ein brauner Jeep vor ihnen rechts ran. Ein Mann stieg aus und drückte Modi den Schlüssel in die Hand. Magni zeigte auf den Wagen. »Das ist deiner.« Dann tätschelte er seinem Bruder die Schulter. »Du wirst uns stolz machen, kleiner Wolf.«

Im Kofferraum musste Isadora sich zusammenreißen, damit sie nicht hyperventilierte. Sie tastete über die Öffnungsvorrichtung auf der Innenseite und suchte den Nothebel, der in modernen Fahrzeugen Standard war, doch anscheinend hatten sie ihn für diese Aktion entfernt. Ihre Atmung wurde merklich flacher und sekundlich abgehackter. Sie richtete ihre Aufmerksamkeit auf Baxter, der neben ihr lag. Er wirkte vollkommen gelassen, seine Atmung war ruhig und gleichmäßig.
Dann gähnte er, und aus der Dunkelheit hörte sie ein leises Glucksen. »Sind Sie öfter hier?«
»Sehr witzig. Das ist ja wohl kaum der Moment für Scherze.«
»Ich finde, dafür ist immer der richtige Moment. Na ja, vielleicht nicht bei einer Beredigung ... Andererseits kommt es doch wohl auf den Witz an, oder? Ein kleiner unbeschwerter Kommentar kann doch bei Kummer nicht schaden.«
»Halten Sie die Klappe«, entgegnete Isadora.
»Sie verbrauchen nur allen Sauerstoff.«

Er gluckste erneut in sich hinein. »Der Kofferraum ist doch nicht luftdicht! Ist das Ihre erste Entführung?«

»Natürlich! Ihre etwa nicht?«

»Nein. So was passiert mir erstaunlich oft.«

»Warum? Sie sind Privatdetektiv, Sie suchen nach Vermissten und helfen Leuten. Wie kann man dabei gekidnappt werden?«

»Na ja, vielleicht mache ich ja noch ein bisschen mehr ... Wissen Sie, in San Francisco haben Kriminelle doch leichtes Spiel. Die Polizei ist komplett überarbeitet und unterbezahlt, keiner weiß sie zu schätzen, und von Politik und Justiz ist keine Unterstützung zu erwarten. Deshalb tue ich, was in meiner Macht steht, um den Menschen aus meiner Community zu helfen und sie sozusagen vor den Barbaren, die vor den Toren stehen, zu beschützen. Stellen Sie sich die Stadt als meine persönliche Gotham City vor und mich als eine Art pazifistischen Hippie-Batman.«

»Und wem haben Sie in letzter Zeit ans Bein gepinkelt, Mr Hippie-Batman?«

»Da fällt mir spontan niemand ein ... Meist sind das bloß irgendwelche Schlägertypen oder eine Gang, in deren Geschäfte ich mich eingemischt habe. Es könnte aber natürlich auch etwas ganz anderes sein.«

»Was soll das heißen?«

»Das hier könnte auch ein Jobangebot sein.«

»Leute entführen Sie, um Ihnen einen Job anzubieten?«

»Na ja, sie entführen mich, um mich zu einem Job zu zwingen.«

Im selben Moment fiel Isadora etwas ein.

»Das hab ich Ihnen ja noch gar nicht erzählt! Gestern Nacht ist ein Mord verübt worden.«

»Wir sind hier in San Francisco. Hier werden tagtäglich Morde verübt. Möchten Sie

das vielleicht genauer ausführen?»

»Ein gewisser John F. Strickland ist in seiner Wohnung erhängt aufgefunden worden.

Die Polizei geht nicht von einem Selbstmord aus, weil ihm jemand das nordische Symbol für die Raben in die Stirn geritzt hat.«

Baxter atmete tief aus. »Interessante Entwicklung. Die Stricklands gehören zu den einflussreichsten Familien der Stadt. Ganz San Francisco wird mehr oder weniger von einer Handvoll reicher Familien gesteuert. All die großen Industriezweige, die richtig Kohle machen, sind mit ihnen verzahnt. Dabei sind die Stricklands allerdings noch mal eine Klasse für sich.«

»Wieso das?«

»Wissen Sie noch, als ich Ihnen erzählt habe, wir hätten Hagen nie nachweisen können, dass er Komplizen hatte? Und wer diese Komplizen waren?«

»Und Sie meinen, Strickland war einer davon?«

»Wir haben jeden von Hagens Schritten bis zu seiner Einwanderung aus Norwegen zurückverfolgt. Kaum dass er in die Stadt gezogen war, hat er angefangen, mit Geld um sich zu werfen und neue Freundschaften zu schließen – mit Reich und Mächtig. John Stricklands Vater, Martin, war einer von Hagens engsten Vertrauten, allerdings konnten wir ihnen nie nachweisen, dass die Verbindung mehr war als rein geselliger Umgang. Und es gab noch einige andere Verbindungen zu Promifamilien.«

Darüber musste Isadora kurz nachdenken. Obwohl sie immer noch fürchtete, dass ihr der Sauerstoff ausgehen könnte, lenkte die Unterhaltung sie ab und linderte ein wenig den Druck auf ihrer Brust. »Wenn Martin Strickland mit Steinar Hagen befreundet

war, warum würde dann einer von Hagens Gefolgsleuten Stricklands Sohn umbringen wollen?«

»Gute Frage«, erwiderte Baxter. »Vielleicht um die einstigen reichen Freunde daran zu erinnern, dass sie Hagen auch weiterhin Gefolgschaft schulden? Vielleicht sollen sie auf die Wiederaufnahme des Verfahrens hinarbeiten? Der Zeitpunkt kann doch kein Zufall sein. Außerdem kommt der Tod durch Erhängen in den Odin-Legenden vor: Demnach hatte er sich selbst für neun Tage und Nächte am Weltenbaum aufgehängt, um geheimes Wissen über die Welt zu erlangen.«

»Aber wenn das wirklich dahintersteckt, warum dann der Rabe und das Ganze zu einem öffentlichen Spektakel machen? Sie hätten den Mann doch auch aufknüpfen, es wie einen Selbstmord inszenieren und dann hinter den Kulissen einfach nur denen gegenüber, die sie überzeugen wollen, die Tat für sich in Anspruch nehmen können.«

Sie spürte regelrecht, wie Baxter neben ihr mit den Schultern zuckte. »Noch eine gute Frage. Andererseits hat Hagen immer schon zu Theatralik geneigt. Die Welt sollte erfahren, was er tat. Er wollte ein Statement setzen, er wollte den nordischen Paganismus in die Köpfe der Leute bringen, und wenn es mithilfe entsetzlicher Morde war. Auch bei den ursprünglichen Morden hätte Hagen die Opfer nicht zwingend im öffentlichen Raum zurücklassen müssen – mitsamt nordischen Symbolen. Er hätte sie auch einfach auf seinem Grundstück verscharren können, und niemand hätte etwas mitbekommen. Der einzige Grund, warum das Ganze überhaupt in den Schlagzeilen gelandet ist, war die öffentliche Zurschaustellung der Leichen.«

Für einen Moment war Isadora still. »Oder aber dies hier hat überhaupt nichts mit dem Raven-Fall zu tun, und die Typen haben uns bloß mitgenommen, weil sie uns mitten im Nirgendwo umlegen wollen.«

»Wenn sie uns hätten umlegen wollen, hätten sie das längst getan. Entweder sind sie auf Informationen aus, die ich habe, oder sie wollen mich zu irgendwas überreden.«

»Aber das ist doch irrsinnig! Ich fasse es nicht, dass das gerade passiert.«

Baxter lachte. »Lustig, wie der Irrsinn des einen die Realität eines anderen sein kann. Sie haben für diese durchgeknallte Situation einfach nur keinen Referenzrahmen. Aber keine Sorge, für mich ist das hier Alltag.«

In der unheilvollen Dunkelheit des Kofferraums lauschte Baxter nicht nur den Worten seiner neuen FBI-Bekanntschafft, sondern auch den Geräuschen der Straße und der unmittelbaren Umgebung. Dem Reifenrauschen konnte er entnehmen, wie schnell sie fahren, und er spürte jede einzelne Kurve. Er stellte sich den Mercedes von oben vor, wie er durch San Francisco fuhr, und versuchte einzuschätzen, wo sie sich gerade befanden.

»Klingt, als würde der Wagen beschleunigen«, stellte Isadora fest.

»Ja, wir fahren gerade auf die Golden-Gate-Brücke zu.«

»Woher wollen Sie das wissen?«

»Weil das hier meine Stadt ist. Ich hab die Strecke im Kopf mitverfolgt.«

»Was liegt auf der anderen Seite der Brücke?«

»Sausalito, Strawberry, Corte Madera, San Rafael ... alles Mögliche.«



DIE WELT SOLLTE ERFAHREN, WAS ER TAT.

Was Baxter unerwähnt ließ, waren die unerschlossenen Areale in der entsprechenden Richtung. Jede Menge perfekter Stellen, um zwei Leichen verschwinden zu lassen.

Zum Glück hielt der Mercedes bereits in der ersten Stadt, die Baxter aufgezählt hatte. Sausalito mochte er. Hier war jeder Zentimeter bebaut und bewohnt. Die teureren Anwesen standen an der Flanke einer lang gezogenen Anhöhe, von der sich ein paar der spektakulärsten Ausblicke auf San Francisco boten. Obendrein war Sausalito bekannt für die Hausbootkommunen entlang der Richardson Bay, die dort nach dem Zweiten Weltkrieg von Künstlergruppen gegründet worden waren.

Nachdem sie gehalten hatten, dauerte es noch ein paar Minuten, bis die Entführer sie aus dem Kofferraum ließen. Kaum dass die Klappe geöffnet war, wurden sie mit vorgehaltener Waffe runter zur Pier geführt. Sie befanden sich im Jachthafen, wo ein gänzlich anderes Flair herrschte als bei den berühmten Hausbooten.

Es war ein sonniger Tag, trotzdem war es den meisten Seglern im Dezember zu kühl, deshalb war ringsum auch niemand zu sehen.

Die Jacht, auf die sie zuhielten, war unverkennbar hochseetauglich. Das zweigeschossige Gefährt lag ein gutes Stück abseits der kleineren Freizeitboote. Baxter schätzte die Jacht auf rund zwanzig Meter. Dem Schriftzug am Rumpf zufolge hieß sie Contessa III.

Die Entführer forderten sie auf, an Deck zu gehen. Sie marschierten an beigefarbenen Lounge-Sesseln und einer voll ausgestatteten Außenbar vorbei in die Hauptkabine. Baxter ahnte, dass es hier üblicherweise weit eleganter aussah, doch im Augenblick sollte der Raum wohl einem anderen Zweck dienen. Sämtliche Vorhänge waren zugezogen, und eine weiße Ledercouch und ein langer Esstisch waren zur Seite gerückt worden. In der Mitte standen zwei Stühle. Kaum dass sie saßen, wurden ihnen die Hände hinter dem Rücken fixiert. Der Fahrer des Mercedes befahl den zwei anderen, draußen Wache zu halten. Dann zog er sich einen weiteren Stuhl vom Esstisch heran, schob seine SIG Sauer P226 ins Schulterholster, streifte sein schwarzes Sakko ab, legte es ordentlich zusammen und hängte es über die Stuhllehne. Anschließend setzte er sich.

»Machen wir das Ganze nicht Schlimmer als nötig, Mr. Kincaid.« Er trug immer noch den schwarzen Mund-Nasen-Schutz. »Ich stelle Ihnen ein paar Fragen und erwarte ehrliche Antworten.«

»Ehrlichkeit ist ja immer am besten. Ganz nach meinem Geschmack. Aber Sie wissen schon, dass Sie einfach zum Hörer greifen

und einen Termin hätten ausmachen können?«

»Sie haben den Ruf, schwierig zu sein, und mein Auftraggeber hat keine Zeit für idiotische Spielchen.«

Baxter meinte, den Hauch eines französischen Akzents aus der Stimme des Mannes herauszuhören.

»Ich bin kein bisschen schwierig. Easy like Sunday morning, Bruder.«

»Gut, dann wird das hier nicht unangenehm. Sie sind jemand, der sich auskennt, und ich will, dass Sie mir jetzt alles erzählen, was Sie über denjenigen wissen, der Steinar Hagen aus dem Gefängnis rausboxen will, und darüber, wer hinter dem jüngsten Raven-Mord steckt.«

»Woher soll ich das wissen? Ich bin kein Mordermittler mehr. Und ist das nicht erst gestern Nacht passiert?«

»Vor über einer Woche ist ein neuer Zeuge an die Öffentlichkeit getreten, und beim Stichwort Raven-Fall sind Sie uns wieder eingefallen. Sie müssen doch befürchten, dass Ihr Vermächtnis in den Dreck gezogen wird und Steinar Hagen wieder auf freien Fuß kommt. Da kann ich mir nur schwerlich vorstellen, dass Sie nicht versucht haben, eigene Nachforschungen anzustellen.«

»Ich enttäusche Sie nur ungern, aber ich stelle im Raven-Fall keine eigenen Nachforschungen an. Ich kann Ihnen auch nicht mehr erzählen als das, was bisher in der Zeitung stand. Wer sind Sie überhaupt? Und warum sind Sie daran so interessiert?«

»Ich bin derjenige, der hier die Fragen stellt.«

»Dann stellen Sie bessere Fragen. Und stellen Sie sie jemandem, der sie Ihnen auch beantworten kann.«

Der Mann seufzte und dehnte knacksend

den Nacken. »Diese Richtung wollen Sie nicht einschlagen, Mr. Kincaid ... Der Zeuge, der jetzt in Erscheinung getreten ist, will damals die 911 angerufen haben, und er behauptet, Ihr damaliger Partner Terry Callahan habe ihn dafür bezahlt. Was sagt Terry zu diesen Anschuldigungen? Immerhin hätte der Fall ihn um ein Haar das Leben gekostet.«

Baxter nickte. »Er hat ihn das Leben gekostet. Zumindest einige Lebenszeit. Nachdem die zwei Hagen-Jungs uns überfallen hatten, war er knapp elf Minuten lang tot, ehe er wiederbelebt werden konnte.«

»Schwer zu glauben, dass Sie weder gewusst haben wollen, dass Terry den Typen bezahlt hat, noch Callahan sofort kontaktiert haben, als diese Anschuldigungen aufkamen.«

Baxter zuckte mit den Schultern. »Sie kennen mich nicht, und Sie kennen Terry nicht. Ich war definitiv nicht involviert. Und wenn Terry die Finger im Spiel gehabt hätte, hätte er mir das erzählt. Als dieser vermeintliche Zeuge sich gemeldet hat, wusste ich sofort, dass das Bullshit war. Womöglich irgendeine Finte von jemandem aus Hagens damaliger Sekte.«

»Und was ist mit dem Mord der vergangenen Nacht?«

»Aller Wahrscheinlichkeit nach von denselben Leuten verübt, die den Zeugen losgeschickt haben, um auf Hagens Wiederaufnahmeverfahren hinzuwirken.«

»Glauben Sie, dass Magni Hagen der Mörder ist, oder ...«

»Wie gesagt, ich weiß es nicht. Warum fahren Sie nicht zurück und richten Martin Strickland aus: Wenn er erfahren will, wer seinen Sohn umgebracht hat, soll er sich an die Cops wenden.«

Dass Strickland hinter der Entführung steckte, war ein Schuss ins Blaue. Allerdings nahm er eine leichte Anspannung im Blick seines Befragers wahr. Offenbar hatte er mit seiner Vermutung richtiggelegen.

»Sie hatten jahrelang Zeit herauszufinden, wer Hagens Mitverschwörer und Verbündete waren. Warum nennen Sie mir nicht einfach die Namen?«

»Sie meinen – abgesehen von Ihrem Boss?« Diesmal kniff der Mann eindeutig die Augen zusammen. »Stehen Sie auf Schmerzen, Mr. Kincaid?«

»Mag ich nicht sonderlich. Ich bevorzuge, wo immer möglich, Wohlbefinden.«

»Vielleicht kommen Ihnen die Antworten ja leichter über die Lippen, wenn ich Ihnen oder Ihrer Freundin Schmerzen zufüge?«

»Freundchen, Sie könnten mir die Finger- und Fußnägel rausreißen, und ich könnte Ihnen nach wie vor keine Antworten geben, weil ich sie nicht kenne!«

Der Mann beugte sich vor, nahm Baxter scharf ins Visier und flüsterte: »Tut mir sehr leid für Sie, aber das muss ich wohl überprüfen.«

Corin hatte so ein Gefühl, dass ihr Therapeut sagen würde, sie lege ein »waghalsiges und selbstdestruktives Verhalten« an den Tag. Doch sie piff darauf, wie andere es nennen würden. Sie brauchte eine Droge, die ihre lästigen Gefühle in Schach hielt – und die beste, die ihr einfiel, war nun mal, sich irgendein fieses Arschloch zu suchen und es zu Brei zu schlagen.

Sie war Baxters Entführern bis zum Jacht-hafen gefolgt. Eine Zeit lang war sie noch

herumgefahren und hatte mit ihrem Tele Fotos gemacht. Sobald sie einen guten Beobachtungsposten gefunden hatte, sah sie ihre Fotos durch. Auf der Pier standen zwei Männer in Schwarz – dieselben Typen, die Baxter in den Kofferraum verfrachtet hatten. Inzwischen hatten sie ihre Masken abgelegt, und Corin hatte die Gesichter scharf erwischt. Nur für den Fall, dass irgendetwas schiefging.

Sie stieg aus und umrundete ihr Fahrzeug. Im Kofferraum hatte sie allerhand Kisten: samt und sonders verriegelt und mit einer unverdächtigen pinkfarbenen Decke darüber, falls sie mal angehalten würde.

Sie zog ihr Sweatshirt aus, warf es mitsamt der Decke beiseite, öffnete eine der Kisten und trug die nötige Ausrüstung zusammen, die sie für die bevorstehende Auseinandersetzung benötigen würde. Zuerst schlüpfte sie in eine leichte kugelsichere Kevlar-Dyneema-Schutzweste und zog einen langen Ledermantel darüber. Damit sah sie zwar aus, als wollte sie sich zu Halloween als Trinity aus Matrix verkleiden, aber genau wie im Film erfüllte der Mantel einen praktischen Zweck: Er verbarg den Gegenstand, den sie aus dem nächsten Koffer nahm – eine halb automatische Benelli-Super-90-M4-Selbstladeflinte.

Corin war damals mit Baxter uneins gewesen, was seine Regel anging, so wenig Schaden wie möglich anzurichten; doch diesmal wollte sie ihre Gegner tatsächlich am Leben lassen. Daher lud sie Gummigeschosse statt tödlicher Munition. Nur so konnte sie nah genug an sie herankommen und sie dann an den Martial-Arts-Fertigkeiten teilhaben lassen, die sie sich seit ihrer Entlassung aus der Klinik angeeignet hatte.

Sie schloss den Kofferraum und steuerte den Jachthafen an. Die Vorfreude bescherte ihr fast schon ein schlechtes Gewissen. Aber auch darüber hatte sie mit Baxter gesprochen. Er hatte eingeräumt, dass körperliche Gewalt mitunter unvermeidlich sei, dass sie einem aber gewiss nicht gefallen dürfe. Corin hatte ihm lieber nicht gesteckt, dass dies für sie gerade der springende Punkt daran war: Wenn sie nicht dieses spezielle Bedürfnis nach ihrer speziellen Droge gehabt hätte, wäre sie aller Wahrscheinlichkeit nach bei ihrem finanziell abgesicherten, langweiligen Durchschnittsfreund geblieben.

Sie überquerte die Straße und zog ihre Over-Ear-Kopfhörer aus der Sporttasche, ehe sie auf die Pier zumarschierte. Ohne die Kopfhörer würde sie in ihrem Aufzug womöglich Verdacht erregen, doch mit Kopfhörern auf den Ohren und starr zu Boden gerichtetem Blick würden die Wachen hoffentlich denken, sie wäre bloß irgendein Gothic-Teenager, der Daddy auf seiner Jacht besuchen wollte.

Der Plan ging auf. Corin schaffte es auf zehn Meter an die Männer heran, ehe diese sich zu ihr umdrehten und einer von ihnen sagte: »He, Kid, dieser Teil des Docks ist heute gesperrt.«

Sie zog eine Seite der Kopfhörer vom Ohr, blickte hoch und legte einen verwirrten Gesichtsausdruck auf. »War was?«

Er wollte das Gesagte wiederholen, als Corin auch schon die versteckte Benelli hochnahm und den Abzug durchdrückte. Die Männer versuchten noch, ihre Waffen zu ziehen, doch eine weitere Salve überzeugte sie vom Gegenteil.

Die Benelli war mit einem Salvo 12 versehen, der auf der Mündung der Flinte befestigt

war – der beste Flintenschalldämpfer, den der Markt derzeit hergab. Nichtsdestoweniger ging sie davon aus, dass die Leute auf der Jacht sie gehört hatten. Außerdem wanden sich die beiden Entführer jetzt kreischend am Boden und machten einen Mordslärm. Mit auf die Reling gerichteter Waffe stieß sie die Männer mit dem Fuß in Position, so dass sie ihnen die Hände mit Kabelbindern fesseln konnte.

Nach ihrem bisherigen Verhalten und der Art zu urteilen, wie sie derzeit jaulten, sich aber nicht nennenswert wehrten, waren die Typen keine Profisöldner, die häufiger Leute entführten. Stattdessen mutmaßte Corin – auch angesichts der riesigen Jacht, die vor ihr im Wasser dümpelte –, dass sie zum privaten Sicherheitsdienst irgendeines reichen Mäkkers gehörten und ihren Tag sonst überwiegend damit verbrachten, sich den Arsch platt zu sitzen und darüber nachzugrübeln, wie es zur Abwechslung wäre, in eine echte kämpferische Auseinandersetzung zu geraten.

Während Corin die Männer fesselte, behielt sie die Jacht im Augenwinkel und bewegte sich dann vorsichtig auf den Schiffsrumpf zu. Eigentlich hatte sie damit gerechnet, dass jemand den Kopf herausstecken würde. Stattdessen hörte sie ein Handy klingeln.

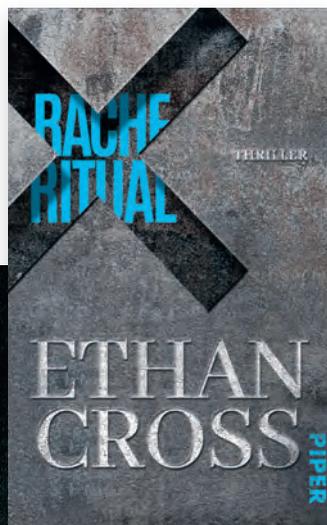
Sie trat auf die beiden Wachen zu, griff in die Tasche des Zweiten und nahm dessen Anruf entgegen. »Ihre beiden Jungs hier sind außer Gefecht. Sie sind umzingelt.«

Am anderen Ende herrschte kurz Stille.

»Wie wär's«, fuhr sie fort, »wenn ich vorbeikäme, und wir besprechen das Ganze?«

Nach ein paar Sekunden antwortete eine gedämpfte Stimme: »Die Tür ist offen.«

Corin lächelte in sich hinein. Sie liebte ihren Job.



03.
JAN
2025

ETHAN CROSS

RACHERITUAL

Übersetzt von Leena Flegler

Klappenbroschur

432 Seiten

15,00 € (D) 15,50 € (A)

ISBN 978-3-492-06461-3

Bestellen Sie Ihr digitales

Leseexemplar zum **Erscheinungstermin**

auf piper.de/leseexemplare oder schreiben

Sie eine E-Mail an: sales_reader@piper.de

(Buchhändler:innen), press@piper.de (Presse)

BLOOD



CECY ROBSON

GUARD

Liebe auf den ersten Blick

BLOODGUARD ist das Buch, auf das jede Fantasy-Lektorin wartet: Es beinhaltet einen spektakulären Weltentwurf, eine prickelnde Enemies to Lovers-Geschichte und verspricht sensationellen Erfolg! Ich weiß noch, wie ich letzten Herbst alles stehen und liegen gelassen habe, um die ersten Seiten zu lesen. Die Frankfurter Buchmesse fand gerade statt und es folgte die aufregendste Verhandlung, die ich je erlebt habe. Der ganze Verlag war involviert, und die Gespräche liefen in Präsenz auf den Gängen und an den Ständen in Frankfurt. Ich eilte mit pochendem Herzen hin und her.

Wir wussten sofort, dass wir dieses Buch in unserem Programm wollten. Alle Komponenten stimmten: Romantasy war und ist das neue Trendgenre und wird mit jedem Tag beliebter. Der amerikanische Verlag Red Tower Books schuf mit der Veröffentlichung von FOURTH WING ungeahnte Größenordnungen und eröffnete neue Möglichkeiten. Unter Romantasy-Leser:innen ist dieser Verlag ein großer Name. Und aus ebendiesem Verlag - der neuen Bestsellerschmiede - lag mir nun BLOODGUARD vor, das mich bedingungslos in seinen Bann zog. Dass ich nun die erste Leseprobe meines Herzensprojekts in diesem Reader teilen darf, lässt mich jubeln. Ich wünsche fantastischen Lesespaß!

Paulina
Schaeff



LESEPROBE

Eins

Leith

Die ramponierten Räder des Wagens poltern von einem Schlagloch ins nächste. Die Stäbe unseres Käfigs rasseln, und das raue Metall schabt über die Schnittwunde an meiner Schulter. Ich beiße die Zähne zusammen und versuche, mir nichts anmerken zu lassen. Es wird mir später nicht helfen, wenn die anderen neun Kämpfer, die mit mir hier eingesperrt sind, wissen, dass ich bereits verwundet bin.

Stattdessen schaue ich unentwegt auf das getrocknete Blut des letzten Kampfes, das noch immer an meinen Händen klebt. Es ist nicht mein Blut. Es gehört Yular, vermute ich. Oder vielleicht Mundag. Beide Trolle hat man mit mir in die Arena geworfen, und wie der Rest von uns haben auch sie den Kampf bis zum Tod gewählt, um ihre Familien zu ernähren.

Sie waren nur nicht so brutal wie ich. Oder so verzweifelt.

Ich verschränke die Arme über der dünnen Lederrüstung, die meine nackte Brust bedeckt, hebe das Kinn und starre in das vernarbte Gesicht des Kämpfers mir gegenüber. Zwei Hauer ragen über der Oberlippe des Ogers auf, der linke zackig und neben einer Scharte abgebrochen, die von seinem Mund bis zum Ohr reicht. Er bemerkt mich und starrt grimmig zurück, um mich wissen zu lassen, dass in ihm noch Kampfgeist steckt. Ich halte seinem Blick stand. Kampfgeist ist mein zweiter Vorname.

Ein Horn ertönt und signalisiert unsere Ankunft. Der Oger schnaubt und sieht woanders hin. Es hat keinen Zweck, hier drin schon Stunk zu machen, wenn wir heute womöglich gar nicht einander zugeteilt werden. Ich kann mich nicht dagegen wehren; mir wird bang ums Herz, als der letzte Ton des Horns im Wind verklingt und mich daran erinnert, dass es durchaus möglich ist, dass ich dieses Geräusch nie wieder hören werde. Nichts ist unvorhersehbarer als die Arena.

Der Wagen wird langsamer, als er die äußere Mauer des Kolosseums erreicht, und mit schwerem Kettenrasseln und einem splitternden Ächzen öffnet sich das massive Holztor.

Mit jedem Fußbreit, den das Tor aufgeht, schwellen die Sprechchöre in der Arena an wie ein sich zusammenbrauender Sturm und rollen über den Wagen hinweg.

»Bloodguard! Bloodguard! Bloodguard!«

Sullivan, der erfahrene Kämpfer neben mir, spuckt auf den Boden. »Drecksbande«, murmelt er.

Ich sehe ihn mit hochgezogener Augenbraue an – er hat fast meinen Stiefel getroffen –, aber er grinst nur.

Wie ich ist auch er ein Mensch. Seine Haut ist jedoch hell, und seine Haare haben die Farbe ausgebleichenen Strohs. Meine Haut ist vom vielen Training im Freien tiefbraun, und meine Haare sind schwarz wie Pech – aber keinen Deut sauberer als die von Sullivan.

Sein Zottelbart ist vielleicht länger als meiner, bedeckt aber kaum die Beulen über dem Rand seiner Rüstung, die seinen Hals dicker erscheinen lassen.

Sullivan ist ein zäher, alter Kämpfer, etwas größer als meine knapp über eins achtzig und mit mehr Masse. Seine Größe macht die zwanzig Jahre Unterschied zwischen uns wett. Das macht ihn jedoch nicht besser als mich. Nur zu jemandem, den ich im Auge behalten muss.

»Ich will Schmied werden«, hatte er mir einmal erzählt. »Mein Leben damit verbringen, Waffen herzustellen, die ich dann nie wieder anfassen muss.« Er hatte mich mit seinen blauen Augen angesehen. »Und was ist mit dir, Bursche?«

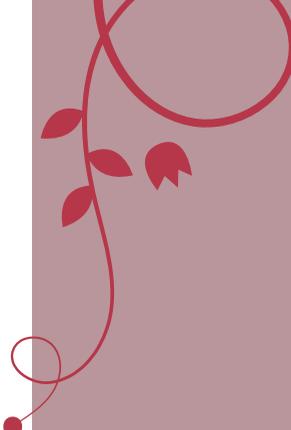
»Ich?«, hatte ich erwidert. »Ich bin derjenige, für den du die Waffen machst.«

Drei Jahre später glaube ich, er hatte den besseren Wunsch.

Auf seinem Unterarm sind ein Schwert und eine Dornenranke eintätowiert, als Zeichen seiner zwei letzten Kämpfe. Für die nächsten zwei Siege wird er eine Rose und eine Krone bekommen – und endlich seine Freiheit zurückerlangen. Glückspilz.

Ich verlagere mein Gewicht auf der harten Bank. Die Sprechgesänge werden schneller und schneller. »Bloodguard! BLOODGUARD!«

Ein junger Gladiator, die Muskeln offensichtlich größer als das Gehirn, lässt sich von der Begeisterung der Menge mitreißen und hebt eine Faust über seine schwarzen Locken. Dabei bellt er ein Zitat aus dem Rekrutierungspamphlet, das die meisten von uns in dieses jämmerliche Leben gelockt hat: »Kämpfe für Gold, siege für Ruhm und Ehre!«



KÄMPFE
FÜR GOLD,
SIEGE FÜR
RUHM UND
EHRE!



WIR KÖNNEN NICHT ALLE NOBLE KLEINE LORDS SEIN WIE DU.



»Ruhm und Ehre hat den Toten verdammt wenig gebracht«, knurre ich.

»Wenigstens haben wir heute etwas zum Beißen bekommen.« Sullivan hustet und spuckt wieder aus. Er ist seit Wochen krank und versucht, es zu verbergen. Schwäche ist das Erste, was einen hier umbringt. Dummheit folgt ihr dicht auf dem Fuß.

Der Magier auf der Bank gegenüber weiß das offensichtlich noch nicht. Er sieht Sullivan finster an. Seine saure Miene ist das Einzige, was das glatte, weiße Gesicht des Mannes entstellt.

»Was ist? Ekelst du dich vor meiner Spucke?«, fragt Sullivan mit einem Lächeln. »Gewöhn' dich dran. Du bist genauso am Arsch wie ich.«

Magische Funken tanzen in den dunklen Augen des Magiers. »Du ekelst mich an.«

»Ach ja?«, fragt Sullivan herausfordernd. »Wir können nicht alle noble kleine Lords sein wie du.«

Der Magier macht einen Satz nach vorn, doch ich ramme ihm meine Ferse in die Brust und befördere ihn damit zurück auf die Bank. »Hebt euch das für die Arena auf«, warne ich die beiden.

Der Magier starrt mich mit offenem Mund an. Er hat wohl weder meine Kraft noch meine Schnelligkeit erwartet. Das geht den meisten so, weswegen ich überhaupt so lange überlebt habe.

Sullivan stupst mich an. »Wie dumm, dass er seinen Stab braucht, um seine ganze Magie zu kontrollieren, oder, Leith?« Sein Lächeln wird zum Grinsen. »Ein Jammer, dass er beim letzten Kampf kaputt gegangen ist.«

Er hat ihn einem Oger über den Schädel gezogen, wenn ich mich recht erinnere. Das hat

ihm den Sieg und einen Platz unter uns zehngesichert.

Mein stechender Blick hält den Magier in Schach, was mich dank all der Wut und Verbitterung, die durch meine Adern fließen, wenig Mühe kostet. Seine Miene zeigt jetzt nur noch Angst vor dem nächsten Kampf.

Ohne seinen Stab hat er nicht die geringste Chance, und das weiß er.

Die Regeln gestatten uns, alles zu verwenden, was wir innerhalb der Arena zu fassen bekommen, sobald der Kampf beginnt. Aber selbst wenn sich ein Magierstab in dem Haufen von Schwertern, Schilden und Dolchen befindet, den man uns anbietet, wird ihm die Zeit fehlen, den Stab an sich zu binden. Er ist ausgehungert und schwach. Wie wir alle.

»Ich ... Ich habe Familie«, stammelt er. »Frau und Kinder, die mich brauchen.«

Magier können wie Elfen nur selten Kinder zeugen, also ist es vermutlich gelogen und er versucht nur, Mitleid zu erzeugen. Hier wird er keines bekommen.

Sullivan lacht, die anderen Gladiatoren ebenso, und wütende Tränen bahnen sich ihren Weg über das staubige Gesicht des Magiers. Typisch. Die, die Angst haben, heulen.

Ich lache weder mit, noch habe ich Mitleid. Wir alle haben Angehörige; das macht ihn nicht zu etwas Besonderem.

Schon beim Gedanken an meine kleine Schwester schnürt sich mir der Brustkorb zu, bei der Erinnerung an ihren Körper, von Krankheit schwer gezeichnet, und daran, dass es nie genug Münzen für einen vernünftigen Heiler gab. Schnell schüttle ich die nutzlose Emotion wieder ab. Mein Mitleid nützt ihr nichts. Was ihr nützt, ist, wenn ich mich konzentriere – und einen verdammten Sieg hole.

Das Jubeln der Menge wird immer lauter, als wir näher an das Hauptgebäude herandrumpeln. Ich versuche, mich davon wachrütteln zu lassen, aber nach Jahren dieses verfluchten Elends ist es schwer, sich im Angesicht des bevorstehenden Kampfes auf Gold oder Ruhm und Ehre freuen zu können.

Die Aussicht auf Unterkunft, Essen und Geld, das ich nach Hause schicken kann, hatte mich in das reichere Königreich Arrow gelockt, genau wie all die anderen Kämpfer in diesem Käfig. Und am Anfang war es tatsächlich ein Land, das all meine Träume überstieg.

Aber bereits einen Monat nach meiner Ankunft gab es ein Attentat auf die Königin, das sie in ein Koma versetzte, und im Nu war es vorbei mit den Spielen, in denen die besten Krieger von Old Erth »herantrainiert« werden sollten. Vorbei die Tage mit deftigen Mahlzeiten und Gelegenheiten zum Ausruhen und Ausheilen. Und vorbei die Jubelrufe, wenn man einen Rivalen ohne Todesstoß besiegt hatte.

Die meisten von uns kommen durch die jämmerlichen, dreckigen Lebensumstände um. Die Arena erledigt den Rest. Die, die noch stehen können, werden mit Ulmenfeensuppe belohnt, die nie wirklich satt macht, und einem Hungerlohn pro Sieg. Aber ... Selbst ein Hungerlohn hilft unseren Familien, und kalte Brühe ist schließlich auch Essen.

Nur der Sieg zählt, ermahne ich mich.

Blinzelnd betrachte ich das Kolosseum, als es endlich aus meiner Ecke des Käfigs ins Sichtfeld rückt. Das Stadion aus glitzernem Stein ist eine protzige Zurschaustellung von Elfenarchitektur. Ringsherum markieren Torbögen diverse Zuschauereingänge,

und auf jedem Bogen wacht die Statue eines anderen Bloodguard – dieser Name galt ursprünglich nur den ersten acht Generälen von Arrows Armee. Auf dem Haupteingang thront die größte der Statuen – ein Phönix, das Symbol dieses Reichs.

»Man kann den Sieg fast schon schmecken, was?«, Sullivans Worte tönen in meinem Kopf, aber sein Blick ist trostlos. Wir sind beide so kurz davor, und doch ist es verdammt schwer, sich an diesem Ort an etwas so Nutzlosem festzuhalten wie Hoffnung.

Auf ihn warten nur noch zwei Kämpfe. Auf mich vier. Vier von einst unbezwingbaren einhundert, und ich habe den Titel eines Bloodguards erobert. Dann werde ich ein Bürger Arrows sein. Werde reich sein. Und alles haben, was ich brauche – und meine Familie ebenso.

Die großen, breitbrüstigen Mondpferde zögern, als wir den Tunnel erreichen, der unter dem Kolosseum zu unterirdischen Ställen und Vorbereitungsräumen führt, aber ein Knall mit der Peitsche lässt sie weitergehen. Die Rösser sind so blass wie der Mond, nach dem sie benannt wurden. Ihre Vorderbeine sind besonders lang, die Hinterhand breit, was ihnen zusätzliche Kraft gibt, um unseren schweren Wagen zu ziehen.

Augenblicke später sind wir im Tunnel. Der Schatten ist eine willkommene Abwechslung zu der stickigen Hitze, aber die Zeit, um ihn zu genießen, währt nur kurz, bevor der schwüle Gestank von Pferdemit und Tod mir den Atem raubt.

»Das ist ja nicht auszuhalten«, murmelt Sullivan und kneift sich die Nase zu. Ich mache mir nicht die Mühe.

Irgendwann ziehen die Pferde den Wagen auf der anderen Seite der Tribüne wieder

nach oben in die Arena, aber sie zögern ein weiteres Mal, als könnten sie das Blut wittern, dass den Sand durchnässt hat.

»Man sagt, der Sand in der Arena sei einst so weiß gewesen wie der Schnee auf den Gipfeln von Amdar«, sagt der junge Kämpfer voller Ehrfurcht. Der Neuling vom Dienst hat wohl das ganze Rekrutierungspamphlet auswendig gelernt.

Wir alle bäugten den Boden der Arena. Nach Jahren der Brutalität bleibt nur noch eine widerwärtige graue Fläche.

Der Kutscher flucht und lässt noch einmal die Peitsche knallen. Die Pferde ziehen an, wodurch wir im Käfig nach hinten stolpern. Dieses Mal kann ich mir den schmerzverzerrten Gesichtsausdruck nicht verkneifen.

»Was werden sie mir wohl heute entgegenwerfen?«, fragt Sullivan und kratzt sich nachdenklich unter der Brustplatte.

»Vielleicht zwei Feuerelche?«, schlägt eine Zwergin mit Septum-Piercing und dicken grauen Zöpfen vor, die sich die Hüfte reibt. »Diese Scheusale aus Canvol brennen ein Loch in dich hinein, wenn sie dich nicht vorher fressen.«

»Könnte alles Mögliche sein«, gebe ich mit gelangweiltem Ton die ehrliche Antwort. Üblicherweise werden immer zwei von uns aufeinandergehetzt, aber manchmal geben sie uns noch ein paar Untiere dazu, damit die Sache unterhaltsam bleibt. Und auch wenn es keine offizielle Regel ist, weiß jeder: Je näher ein Kämpfer dem Bloodguard-Titel kommt, desto größer wird der Mist, den sie einem entgegenwerfen, um einen zu töten.

Ich hole tief Luft und versuche nicht daran zu denken, dass erst zwei von uns es zum Bloodguard geschafft haben, seit ich ange-

kommen bin und der High Lord die Herrschaft in Arrow übernommen hat.

»Wer oder was auch immer es ist«, sagt Sullivan und lehnt sich an die Käfigstangen, als wäre das hier ein Spaziergang, »ich mache kurzen Prozess, damit der Rest von euch mal sehen kann, wie der Hase läuft.«

Ich muss über seine Großspurigkeit fast grinsen, aber da herrscht auf einmal dicke Luft im Wagen. Wir fangen an, die Arena zu umkreisen, und sehen, dass die Tribünen heute vollbesetzt sind – mit Zuschauern in bunten Farben anstelle der schwarzen Kleidung, an die wir uns im vergangenen Monat gewöhnt haben. Mir rutscht das Herz in die Hose wie ein Stein.

»Scheiße, würde ich sagen«, kommt es von Sullivan.

»Schätze, die Trauerphase ist vorbei«, murmelt die Zwergin leise in die schwere Stille und starrt auf ihre Stiefel.

Niemand erwidert etwas. Wir alle sind damit beschäftigt, darüber nachzudenken, was das für unsere nächsten Kämpfe bedeutet. Der High Lord hat im vergangenen Monat seinen Blutdurst gezügelt – aus Pietät wegen des Todes der Königin nach ihrem fast dreijährigen Koma. Auch die Wetten haben nachgelassen, weil niemand unehrerbietig sein wollte, während das Königreich den Verlust seiner geliebten Monarchin betrauerte.

Ich atme ein und konzentriere mich darauf, mein wild pochendes Herz zu beruhigen. Panik wird mich nur noch schneller umbringen. Denn heute – heute wird der High Lord ganz bestimmt versuchen, die Einnahmeausfälle auszugleichen, indem er aus unserem Leben ein Spektakel macht. Und aus unserem Tod.

Heute ist niemand sicher. Niemand.



30.
JAN
2025

CECY ROBSON

BLOODGUARD

Übersetzt von Julian Müller

Hardcover mit Schutzumschlag

608 Seiten

24,00 € (D) 24,70 € (A)

ISBN 978-3-492-70676-6

Bestellen Sie Ihr digitales

Leseexemplar zum **Erscheinungstermin**
auf piper.de/leseexemplare oder schreiben
Sie eine E-Mail an: sales_reader@piper.de
(Buchhändler:innen), press@piper.de (Presse)

40

CAMPINO

KÄSTNER, KRAFTWERK, COCK SPARRER

CAMPINO

KÄSTNER
KRAFTWERK
COCK SPARRER

EINE LIEBESERKLÄRUNG
AN DIE GEBRAUCHSLYRIK

*die erste
Vorlesung*

Mit dem Blick des Texters
schaut Campino auf klassische
deutsche Lyrik und ausgewählte
Liedtexte. Das ist ein großes
Vergnügen, politische, lustig und
sehr persönliche.

Viel Spaß beim Lesen wünscht
Ihr Thomas Felber



PINO

Campino, mit bürgerlichem Namen Andreas Frege, wurde 1962 in Düsseldorf geboren. Als Frontmann der Toten Hosen prägt er die Band seit ihrer Gründung 1982 mit seiner Stimme, seinen Live-Auftritten und ganz besonders durch seine Texte, deren Entstehung und Einflüssen er in diesem Band auf die Spur geht. Nach u.a. Helmut Schmidt, Juli Zeh, Kardinal Lehmann, Joschka Fischer, Ulrich Wickert, Wolf Biermann, Joachim Gauck und zuletzt Klaus-Maria Brandauer war er 2024 Heinrich-Heine-Gastprofessor an der Universität in Düsseldorf, an der er einmal für Englisch und Geschichte eingeschrieben war. Von dieser und anderen Begegnungen mit der Düsseldorfer Universität und seiner großen Leidenschaft für Sprache und Lyrik ist in den zwei Vorlesungen die Rede, die er im Rahmen seiner Gastprofessur hielt. Sie tragen die Titel »Kästner, Kraftwerk, Cock Sparrer. Eine Liebeserklärung an die Gebrauchslyrik« und »Alle haben was zu sagen. Die Kakophonie unserer Zeit«. Beide sind Teil dieses Bandes.

«Fussball muss nicht immer nur knallharte Rivalität sein»

Campino, der Sänger der Band Die Toten Hosen, hat eine eigenwillige Autobiografie geschrieben. Die Protagonisten: die eigene Familie – und der FC Liverpool. Im Gespräch mit Tobias...

Spor
Neue Zürcher Z

Süddeutsche Zeitung, 04.04.2024

10

Professor Punk

Der „Toten Hosen“-Sänger Campino hat eine musikalische Vorlesung an der Universität Marburg-Herne gehalten. Zeit wird's.

Eine Stunde, und es geht um die Musik der 1970er Jahre. Campino, der Sänger der Band Die Toten Hosen, hat eine musikalische Vorlesung an der Universität Marburg-Herne gehalten. Zeit wird's.

Vom Punkrock bis zum Fußball

Die Hosen-Sänger **Campino** stellt seine Autobiografie „Jäger Street“ vor

„Jäger Street. Wie ich einmal englischer Musiker wurde“ (Piper Verlag). In seiner autobiografischen Autobiografie „Jäger Street“ erzählt Campino, der Sänger der Band Die Toten Hosen, über seine musikalische Karriere und seine Beziehung zum Fußball.

Wieder und immer darüber habe ich mich Gedanken gemacht. Ich habe mich gefragt, was ich eigentlich mit dem Fußball zu tun habe. Ich habe mich gefragt, was ich eigentlich mit dem Fußball zu tun habe.

ERSTE VORLESUNG

2. April 2024,

Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf

Eine Liebeserklärung an die Gebrauchslyrik also.

Vielleicht hilft es, wenn ich Ihnen zu Beginn eine Art Beipackzettel mitgebe, damit Sie wissen, was Sie erwartet. Ich habe in den letzten Wochen mit Begeisterung Texte und Gedichte gelesen von Menschen, die mich in meinem Leben beeindruckt haben. Es war eine Riesenfreude für mich, diesen Texten wiederzubegegnen und auch neue zu entdecken. Bitte erwarten Sie nun keine germanistischen Analysen oder minutiöse Interpretationen. Mir geht es darum, Ihnen großartige Lyrik und Songtexte ans Herz zu legen, die Ihnen vielleicht noch nicht begegnet sind oder die Sie über die Jahre vergessen haben. Vielleicht berührt das ein oder andere Gedicht Sie ganz besonders, und Sie stellen fest: «Das war verdammt gut, das hat getroffen. Das muss ich bei Kästner oder Brecht nochmal selbst nachlesen.» Wenn das gelingt, dann hätte ich schon einiges erreicht.

Gebrauchslyrik – dieser Begriff ist mir das erste Mal bei Erich Kästner untergekommen. So hat er seine Gedichte bezeichnet, und ich finde es grandios, dass er damit von vornherein jegliche Erhöhung seiner Person und seines Werkes verweigert hat. Ich begreife seine Texte als kleine Lebenshilfe zum täglichen Gebrauch. Sie waren ein Gegenentwurf zur Blümchen- und Wiesenpoesie der Romantik.

Im Zusammenhang mit der Neuen Sachlichkeit in den 20er-Jahren ist Gebrauchslyrik ein treffender Begriff. Dabei ist er sehr dehnbar und nicht klar umrissen. Die Texte sollen schlicht und leicht zugänglich, mit einer Haltung verfasst und manchmal auch als kleiner Leitfaden fürs Leben zu gebrauchen sein. Wenn man mich fragen würde, was die Toten Hosen seit vierzig Jahren textlich versuchen, fühle ich mich mit der Bezeichnung Gebrauchslyrik so wohl wie mit keiner anderen. Und was die Punkbewegung angeht, ist das für mich nichts anderes – a punch in the face.

Eine Sache vorab: Es gibt einen Riesenunterschied zwischen Gedichten, die geschrieben werden, um für sich zu stehen, und Liedtexten. Weil ich aus der Musik komme, nähere ich mich dem Schreibprozess ganz anders als ein Dichter.

Bei den Toten Hosen funktioniert es so, dass wir im Proberaum immer gemeinsam Musik machen und Songideen entwickeln. Dazu singe ich in einer Fantasiesprache, um mir die Melodie zu merken. Diese ersten Versuche nehmen wir als Demo auf. Zuhause höre ich die Aufnahmen dann immer und immer wieder ab, so lange, bis sich mir irgendwann eine Zeile oder gar ein kompletter Text gewissermaßen aufdrängt. Die Stimmung der Musik treibt die Worte zu mir. Eine solche Vorgehensweise, über die Musik einen Text

MUSIK IST EINE EIGENE SPRACHE



zu erschaffen, wird ein Dichter wohl nicht wählen. Der hat eine Idee im Kopf und bringt sie dann zu Papier. Bei einem Gedicht muss, wenn es gut sein soll, jede Silbe stimmen, während ich bei einem Lied schon mal mit der einen oder anderen schwachen Zeile davonkomme. Also braucht das Schreiben eines Liedes einen anderen Ansatz, und Sie verzeihen mir hoffentlich, dass ich bei diesem Thema immer wieder hin- und herspringen werde zwischen Dichtung und Musik.

Musik ist eine eigene Sprache. Sie kann uns bedrohen, sie kann uns Mut machen, sie kann Texte ins Lächerliche ziehen. Sie ist in der Lage, Stimmungen zu erzeugen, denen wir uns nicht entziehen können, und sie hat diese fantastische Magie, dass wir uns alle im selben Moment zu einem Chor zusammenschließen können, ins selbe Tempo

gehen, ein Kollektiverlebnis haben. Das ist bei einem Gedicht nicht der Fall oder auch nicht beim Betrachten eines Gemäldes.

Ich habe versucht, meine Gedanken zur Gebrauchsliteratur in verschiedene Kapitel zu unterteilen. Dabei geht es um klassische Themen: Liebe, Sinn des Lebens, Nachdenken über sich selbst, Erwachsenwerden und das Alter.

Wann ist mir Lyrik eigentlich das erste Mal im Leben begegnet, was verbinde ich mit dem ersten bewusst wahrgenommenen Gedicht? Da brauche ich gar nicht lange zu überlegen.

Es war in der vierten Klasse. Auswendig lernen. Ich stand an der Tafel vor meiner Lehrerin Frau Falkenthal und den Mitschülern, und der Herr von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland brachte mich ins Schwitzen:

*Herr von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland,
Ein Birnbaum in seinem Garten stand,
Und kam die goldene Herbsteszeit
Und die Birnen leuchteten weit und breit,
Da stopfte, wenn's Mittag vom Turme scholl,
Der von Ribbeck sich beide Taschen voll,
Und kam in Pantinen ein Junge daher,
So rief er: »Junge, wiste, ne Beer?«
Und kam ein Mädel, so rief er: »Lütt Dirn,
Kumm man röwer, ick hebb, ne Birn.«*

Und dann riss der Text in meinem Kopf ab, und ich hatte jedes weitere Wort vergessen. Eine Woche hatten wir Zeit gehabt, den Text zu lernen. Frau Falkenthal versuchte noch, mich mit Stichworten anzuschieben, aber es war hoffnungslos, eine Blamage. In der siebten Klasse begegnete ich der »Bürgschaft«, und es wurde nicht besser:

*Zu Dionys, dem Tyrannen, schlich
Damon, den Dolch im Gewande;
Ihn schlugen die Häscher in Bande.
»Was wolltest du mit dem Dolche, sprich!«
Entgegnet ihm finster der Wüterich.
»Die Stadt vom Tyrannen befreien!«
»Das sollst du am Kreuze bereuen!«
»Ich bin«, spricht jener, »zu sterben bereit
Und bitte nicht um mein Leben;
Doch willst du Gnade mir geben,
Ich flehe dich um drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit;
Ich lasse den Freund dir als Bürgen –
Ihn magst du, entrinn ich, erwürgen.«
Da lächelt der König mit arger List
Und spricht nach kurzem Bedenken:
»Drei Tage will ich dir schenken ...*

Auch hier war ich in der dritten Strophe raus. Die Schule, die Gedichte und ich – das war ein einziges Drama. Ich fand einfach keinen Zugang. Schon beim Herrn von Ribbeck hatte ich nie verstanden, was das mit dem Birnenverschenken überhaupt sollte. Die geklauten waren für mich eh immer die leckersten.

Diese ersten Begegnungen mit der Lyrik haben dazu geführt, dass ich mich für viele Jahre von ihr verabschiedete. Ich bin lieber in die Welt von Lederstrumpf abgetaucht, war mit Jules Verne zwei Jahre in den Ferien und las Abenteuerromane wie den Seewolf und Moby Dick.

Trotzdem hat der schulische Früherziehungsversuch von Frau Falkenthal in Sachen



Lyrik wohl Spuren bei mir hinterlassen. Denn einige Jahre später begann ich selbst mit dem Verfassen von sich reimenden Textzeilen. Und was passiert, wenn man den »Herrn von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland« und »Die Bürgschaft« mehrere Jahre im Kopf eines renitenten Jugendlichen gären lässt? Dann kommen solche Ergebnisse dabei heraus:

OPHEL-GANG (1983)

*Den Arm aus dem Fenster, das Radio voll an
Draußen hängt ein Fuchsschwanz dran
In jeder Karre sitzen vier Mann
Die Bullen eben in der Stadt abgehängt
Mit 110 einen Ford versengt
Und einen Fiat ausgebremst
Wir haben neue Schluffen drauf
Und uns Ralleystreifen gekauft
Wir sind die Jungs von der Opel-Gang
Wir haben alle abgehängt*

Opel-Gang

*Einmal rund um den Häuserblock
Danach wird die Karre aufgebockt
Und sich unter die Kiste gehockt
Samstags nachmittags um halb vier
Fußballreportage und ein Bier
Kavaliersstart wird ausprobiert
Dann geht's los in tollem Spurt
Wir schließen nie den Gurt
Wir sind die Jungs von der Opel-Gang
Wir haben alle abgehängt
Opel-Gang
Wir haben alle abgehängt*

Ich möchte zu meiner Verteidigung anmerken, dass dieses Lied zehn Jahre bevor diese albernsten Manta-Manta-Filme gedreht worden sind, erschienen ist. Sich über dieses

Auto und seine Fahrer lustig zu machen war noch ein unbeackertes Feld. Diese Tatsache führte leider zum ersten großen Missverständnis in der noch jungen Karriere der Toten Hosen, denn wir hatten dieses Lied eben nicht geschrieben, um die Opel-Fahrer abzufeiern, sondern um sie zu persiflieren.

Die Idee zu dem Stück hatten wir, weil um die Ecke von unserem Proberaum ein Laden eröffnet hatte, in dem Tuning-Sachen für Autos verkauft wurden. Da sind ständig diese typischen Raser, Tüftler und Autofrierer aufgetaucht und haben ihre Karren aufmotzen lassen. Wir haben uns über die Jungs totgelacht, und so ist dann der Text zu »Opel-Gang« entstanden. Das war vielleicht ein erster Hinweis, dass ich nicht der beste Texter bin, denn dieses Lied wurde als ernsthafte Hommage an die Welt der Heizer begriffen.

Die Leute liebten es so sehr, dass der Song uns gewissermaßen selbst überholte und wir jegliche Ironie über Bord warfen und sogar angingen, diese Opel gut zu finden. Tatsächlich kauften wir uns selbst welche. Unser Bandbus war ein Opel Blitz, und zum seriösen Repräsentieren, wie etwa bei Familienfeiern, teilten wir uns einen weißen Opel Admiral. Ich selbst hatte einen roten Opel Manta mit Flammen an den Kotflügeln, einem Fuchsschwanz, einer riesigen 69 an der Fahrertür und dem Aufdruck »Love Machine« auf der Heckscheibe. Wir wurden also stolze Opel-Gang-Mitglieder und freundeten uns mit vielen Leuten aus dieser Szene an. Es ging dabei aber nie um die Marke, sondern um den Typus Autofahrer, der von einem großen Porsche träumt, ihn sich aber nicht leisten kann und das Beste aus seiner Lage macht.

Wie auch immer – der »Herr von Ribbeck« und »Die Bürgschaft« hatten natürlich nichts damit zu tun, dass ich begann, mich für die Welt der Lyrik, Gedichte und Liedtexte zu interessieren. Der entscheidende Auslöser dafür war die Rockmusik aus England und Amerika, die ich über meine älteren Geschwister entdeckte. Auf einmal blieben ganze Textungetüme mit endlosen Strophen in meinem Kopf hängen, und ich konnte sie ohne jede Mühe vor mich hinsingen. Meine Geschwister hörten ausschließlich englischsprachige Musik; alles, was aus Deutschland kam, stand für sie und die meisten ihrer Generation nicht zur Debatte. Dabei hatte Deutschland noch bis nach dem Ersten Weltkrieg in Musik und Kultur ein unheimlich breites Feld mit tollen Künstlern und sehr frechen Leuten. Da gab es vom einfachen Gassenhauer bis hin zu raffinierten Couplets alles, was das Herz begehrte. Avangardistische Musik war genauso vertreten wie Lieder über Armut und Hunger. Erst mit der Machtergreifung der Nazis wurde diese freigeistige Kultur zerstört und alle Leute, die politisch unbequem waren, vor allem die großartigen jüdischen Künstler, wurden in Haft gesteckt, vertrieben oder ermordet. Nach zwölf Jahren Nazi-Diktatur war nicht mehr viel übriggeblieben, was frech, kreativ oder provokant gewesen wäre. Nach 1945 und dem verlorenen Krieg saßen im Kulturbetrieb und in der Musik immer noch dieselben Leute, die bei den Nazis für Unterhaltung gesorgt hatten. Sie brachten zwar keine Nazi-Texte mehr, hielten sich jedoch politisch sehr zurück und lieferten brave Hausmannskost. Dienst nach Vorschrift. Da kam nichts Frisches oder Provokantes, auch im Film nicht. Es dauerte eine ganze

Weile, bis sich Deutschland von der Nazi-Diktatur erholt hatte und junge Künstler sich wieder trautes, etwas anderes zu produzieren. Etwas, das wieder mit mehr Lust und Lebensfreude verbunden war – und nicht zuletzt auch mit deutlicher Kritik an den gesellschaftlichen Zuständen. In dieser Zeit etablierte sich der sogenannte deutsche Schlager mit hauptsächlich seichten und banalen Texten. Ein Versuch, von der Realität zerstörter Städte und den allgegenwärtigen Existenzängsten abzulenken. Kein Wunder also, dass ein Großteil der Nachkriegsjugend nichts mehr mit dem klassischen Deutschsein zu tun haben wollte. Das Dritte Reich hatte die Volksmusik missbraucht, Deutschtümelei grotesk gefördert und den Menschen damit die Kehle zugeschnürt, so dass sich nach Kriegsende die Jugend in der Bundesrepublik in englische und amerikanische Musik flüchtete.

Das Konzert von Bill Haley 1958 im Berliner Sportpalast – das war es, worum es ging, der Lebenshunger, nach dem die Jugend lechzte: Masseneuphorie, wilde Krawalle und ein geschocktes Establishment.

1960 gründeten sich dann die Beatles und entfachten ein noch größeres Feuer. Im selben Jahr spielten sie zum ersten Mal in Hamburg und rissen auch deutsche Bands mit, textlich und musikalisch mehr zu wagen, wenn sie auch meistens noch auf Englisch sangen. Achim Reichel und seine Rattles gründeten sich, die Lords, die Poor Things und einige andere. Eine dieser Bands waren die Blizzards. 1966 schrieben sie ein bemerkenswertes Lied mit einem tollen ruppigen deutschen Text, der mir wie eine Blaupause vorkommt, für alles, was dann später Ton Steine Scherben gemacht haben:



HAB KEINE LUST HEUT AUFZUSTEHEN (1966)

*Hab keine Lust, heute aufzustehen,
ist mir viel zu blöd, jetzt in das Bad zu gehen.
Mit den bloßen Füßen über einen kalten Flur,
hab keine Lust, heute aufzustehen.
Wär sie noch hier, doch sie ist weg,
es ist zum Schreien, so ganz allein.
Ich rühr mich nicht vom Fleck,
warum bringt mir keiner den Kaffee ans Bett?
Hab keine Lust heute aufzustehen,
ich bleib im Bett den ganzen Tag,
ich Schlafwieder ein,
weil ich nicht aufstehen mag.
Nach dem kurzen Haarekämmen, welch ein
Graus,
seine dünnen Haare fallen ihm ja doch bald aus
Hab keine Lust heute aufzustehen.*

Das ist schon dramatisch gut gewesen für das Jahr 1966. Aber es wurde zurückgeschossen aus der Welt der Spießler, der ehemaligen Nazis, der Kriegsverlierer, der Leute, die einfach nur den Mund gehalten, aber im Grunde den Begriff Spießertum selbst gelebt hatten. Zur Stimme dieser Menschen machte sich damals Freddy Quinn. Er hat im selben Jahr folgenden unglaublich reaktionären Text rausgehauen, eine totale Kriegserklärung an die Jugend:

WIR (1966)

*Wer will nicht mit Gammlern verwechselt
werden? WIR!
Wer sorgt sich um den Frieden auf Erden?
WIR!
Ihr lungert herum in Parks und in Gassen,*



DIE **PUNK-**
BEWEGUNG
KAM AUF, UND ICH
HÖRTE ^{DIESE} GANZEN
ENGLISCHEN
BANDS MIT
IHREN
FANTASTISCHEN
SACHEN. DAS WAR FÜR
MICH UND MEINSGLEICHEN
DIE STUNDE NULL, DER
NEUBEGINN, DIE TOTALE
REVOLUTION.

Wer kann eure sinnlose Faulheit nicht fassen?

WIR! WIR! WIR!

Wer hat den Mut, für euch sich zu schämen?

WIR!

Wer lässt sich unsere Zukunft nicht nehmen?

WIR!

*Wer sieht euch alte Kirchen beschmieren,
Und muß vor euch jede Achtung verlieren?*

WIR! WIR! WIR!

*Denn jemand muß da sein, der nicht nur
vernichtet,*

*Der uns unseren Glauben erhält,
Der lernt, der sich bildet, sein Pensum
verrichtet,*

Zum Aufbau der morgigen Welt.

Die Welt von Morgen sind bereits heute WIR!

Wer bleibt nicht ewig die lautstarke Meute?

WIR!

*Wer sagt sogar, daß Arbeit nur schändet,
Wer ist so gelangweilt, so maßlos geblendet?*

IHR! IHR! IHR!

Wer will nochmal mit euch offen sprechen?

WIR!

Wer hat natürlich auch seine Schwächen?

WIR!

*Wer hat sogar so ähnliche Maschen,
Auch lange Haare, nur sind sie gewaschen?*

WIR! WIR! WIR!

Auch wir sind für Härte,

Auch wir tragen Bärte,

Auch wir gehen oft viel zu weit.

Doch manchmal im Guten,

In stillen Minuten,

Da tut uns verschiedenes leid.

Wer hat noch nicht die Hoffnung verloren?

WIR!

Und dankt noch denen, die uns geboren? WIR!

Doch wer will weiter nur protestieren,

Bis nichts mehr da ist zum Protestieren? IHR!

IHR! IHR!

Man muss sich vorstellen – das war die Stimmung im Deutschland der 60er-Jahre. Sowa ist in die Charts gekommen, das darf man einfach nicht vergessen. Zu jener Zeit war ich ein Kind, 1970 wurde ich acht Jahre alt. Natürlich habe ich damals nicht mitbekommen, dass es inzwischen schon wieder richtig gute deutschsprachige Texter gab. Man muss hier einfach Degenhardt nennen, muss Hannes Wader erwähnen, Georg Kreisler, viele großartige Österreicher, vor allen Dingen die Wiener Szene. Liedermacher, die wirklich etwas draufhatten, aber das hat mich damals einfach noch nicht erreicht. Ich habe es nicht verstanden. Mir ging es im Alter von zehn Jahren viel mehr um Krach. Mein Lieblingsinstrument war das Schlagzeug. Das hämmerte mir die ersten Zeilen in den Kopf: »Honey child, don't you know you drive me wild?« – Irgendwas Eingängiges, es war mir egal, Hauptsache Lärm. Das hörte sich für mich gut an. The McCoy's, Deep Purple, Led Zeppelin, das waren die ersten Sachen, die sich mir einprägten, und erst mit 13 oder 14 Jahren, also 1975/76, ging das los mit dem bewussten Hören und Wahrnehmen von Texten. Die Punkbewegung kam auf, und ich hörte diese ganzen englischen Bands mit ihren fantastischen Sachen, das war für mich und meinesgleichen die Stunde Null, der Neubeginn, die totale Revolution.

Die Inspiration für mich, Texte zu schreiben, waren nicht die deutschen Künstler, das waren nicht die Lindbergs, und es waren auch nicht Ton Steine Scherben, denn die waren schließlich zehn Jahre älter als wir. Und das war damals für uns steinalt und daher nicht relevant. Aber eigentlich

hatten sie schon alles gesagt, hatten im Grunde genommen echte Punk-Texte geschrieben. Sie haben geschrien »Keine Macht für niemand«, »Macht kaputt, was euch kaputt macht« und »Warum geht es mir so dreckig«. Da war ja schon alles drin, aber ein 13-Jähriger wollte das nicht hören, weil es Hippies waren, weil sie seltsame, dudelige Rockmusik machten. Wir brauchten unsere eigenen Helden, unser eigenes Zeug: Und das waren diese jungen Musiker aus Amerika, aber insbesondere die Bands aus England, aus London. Allen voran The Sex Pistols, The Clash und The Damned. »Anarchy in the UK«, »London's Burning«, »No Future«, »So messed up«, »I'm so Bored with the USA« – das waren unsere Lieder, das waren unsere Parolen. Geschrieben wurden sie eigentlich für die Jugend in Großbritannien, denn dort herrschte eine schwere Depression und Wirtschaftskrise. Die Arbeitslosigkeit war extrem hoch, ständig wurde gestreikt und die Regierung hatte die chaotischen Zustände nicht mehr im Griff. Diese Lieder, die sie da gesungen haben, trafen aber auch bei uns den richtigen Nerv und sind ins Herz gegangen. Das diffuse Gefühl einer Unzufriedenheit, der Wunsch nach Aufbruch und Veränderung, die Lust auf Ärger und Provokation – all diese Empfindungen trugen auch wir in uns. Eine diese Londoner Bands, Sham 69, veröffentlichte 1978 das Album *That's Life*, es war für mich wie eine Offenbarung. Ich war 16 Jahre alt. Ich hörte das Album rauf und runter und konnte bald jedes Wort auswendig. Und plötzlich war diese Birnbaum-Problematik nicht mehr da, ich konnte mir auf einmal Texte merken.



24.
OKT
2024

CAMPINO
KÄSTNER, KRAFTWERK,
COCK SPARRER

Hardcover

144 Seiten

16,00 € (D) 16,50 € (A)

978-3-492-07325-7

Bestellen Sie Ihr digitales
Leseexemplar zum **Erscheinungstermin**
auf piper.de/leseexemplare oder schreiben
Sie eine E-Mail an: sales_reader@piper.de
(Buchhändler:innen) press@piper.de (Presse)



CHRIS WHITAKER

IN DEN FARBEN DES DUNKELS

27.06.2024

24,00 € (D) 24,70 € (A)

ISBN 978-3-492-07153-6



**JETZT ALS
PAPERBACK!**

BONNIE GARMUS

EINE FRAGE DER CHEMIE

24.10.2024

17,00 € (D) 17,50 € (A)

ISBN 978-3-492-06700-3



**VEREDELTE
SCHMUCKAUSGABE**

CARSTEN HENN

DER BUCHSPAZIERER

29.08.2024

15,00 € (D) 15,50 € (A)

ISBN 978-3-492-07400-1



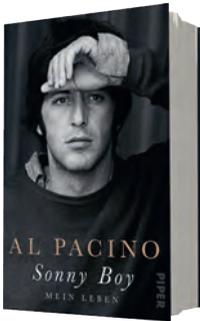
CLARA MARIA BAGUS

DIE UNVOLLKOMMENHEIT DES GLÜCKS

01.08.2024

22,00 € (D) 22,70 € (A)

ISBN 978-3-492-07297-7



AL PACINO

SONNY BOY

10.10.2024

26,00 € (D) 26,80 € (A)

ISBN 978-3-492-07310-3



REINHOLD MESSNER

GEGENWIND

29.08.2024

18,00 € (D) 18,50 € (A)

ISBN 978-3-89029-595-4



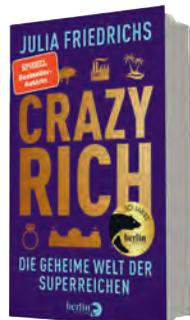
DENIS SCHECK

SCHECKS BESTSELLERBIBEL

27.06.2024

28,00 € (D) 28,80 € (A)

ISBN 978-3-492-07294-6



JULIA FRIEDRICHS

CRAZY RICH

29.08.2024

24,00 € (D) 24,70 € (A)

ISBN 978-3-8270-1512-9

Piper Verlag GmbH
Georgenstraße 4
80799 München

Postfach 40 14 60
80714 München

Tel. (089) 38 18 01-0
Fax (089) 33 87 04

info@piper.de
www.piper.de

GESCHÄFTSFÜHRUNG:

Felicitas von Lovenberg, Christian Schniedermann
Registergericht: Amtsgericht München
Registernummer: HRB 71118

LEITUNG VERKAUF UND VERTRIEB:

Sabrina Zingg
Tel. (089) 38 18 01 44
Fax (089) 38 18 01 68
sabrina.zingg@piper.de

LEITUNG MARKETING:

Jennifer Maurer
Tel. (089) 38 18 01-63
Fax (089) 38 18 01-591
jennifer.maurer@piper.de

LEITUNG LIZENZEN & FOREIGN RIGHTS:

Sven Diedrich
Tel. (089) 38 18 01-26
Fax (089) 38 18 01-272
sven.diedrich@piper.de

LEITUNG PRESSE- UND ÖFFENTLICHKEITSARBEIT/

VERANSTALTUNGEN:
Kerstin Beaujean
Tel. (089) 38 18 01-25
kerstin.beaujean@piper.de

REZENSIONSANFORDERUNGEN:

press@piper.de
Fax (089) 38 101-65

DRUCKEREI:

Gotteswinter und Fibo Druck- und Verlags GmbH
Joseph-Dollinger-Bogen 22
80807 München

Stand Juli 2024

Preisänderungen und Irrtümer vorbehalten.
Die € (A)-Preise wurden von unserem Auslieferer als sein
gesetzlicher Letztverkaufspreis in Österreich angegeben.

Gestaltung: Daniel Sluka | Design · www.daniel-sluka.de
Herstellung: Mark Oliver Stehr, oliver.stehr@piper.de

VERWENDETE SCHRIFTEN:

Adobe Caslon, Alternate Gothic, Fabiola Capitals,
FreightBig Pro, Grunge, Proxima Nova, Semplicita

BILDNACHWEIS:

S. 1: © SLAVICA
S. 2: © Kylee Kidd
S. 32: © Alden Wright (Barn Light Photography)
S. 42, 47, 50: © Marcel Kusch
S 44: Artikel »Vom Punkrock bis zum Fußball« von Annet-
te Stieckele, erschienen am 28. August 2020 im Hamburger
Abendblatt; Artikel »Professor Punk«, erschienen in der
Süddeutschen Zeitung vom 04.04.2024; Artikel »Fußball
muss nicht immer knallharte Rivalität sein«, erschienen in
der Neuen Zürcher Zeitung vom 30.11.2020.



Lesexemplar-Service für BuchhändlerInnen
Bestellen Sie in drei Schritten Ihr digitales
Lesexemplar auf www.piper.de/leseexemplare



e-Book



Trailer für Ihre Online-Filiale



Autorenveranstaltungen

v|bTIX Weiteres Infomaterial auf v|bTIX



Wir produzieren
nachhaltig
www.piper.de

Piper Verlag GmbH

Georgenstraße 4

80799 München